

SCHREIBWETTBEWERB 2026 ZUM THEMA

GLAUBE

PRÄMIERTE TEXTE FÜR
KINDER UND JUGENDLICHE



DIE FEDER 2026

Glaube

*Lesebuch des Schreibwettbewerbes
„Die Feder“ 2026
der Hanns-Seidel-Stiftung*

Inhalt

Vorwort	6
---------------	---

Prämierte Beiträge aus der Kategorie Texte für Kinder von 6–12 Jahren

Marie Appelt, Das Spagetti-Monster	10
Sigrid Becker, Ein Aufsatz über Gott	13
Michael Boerboom, Paul und die große Reise	15
Nicole Bonholt, Glaubenssätze	23
Christina Düll, Mein Freund Baby Mo und ein bisschen Sternstaub	32
Julia Ebner, Der Glaube der Tiere	36
Ali Haydar Karahan, Gesucht	38
Lina Lutz, Ilwania – Das Land der Träume	40
Jona Valentin Rose, Liebe	50
Luise Seubert, Eine wunderbare Suche	60

*Prämierte Beiträge aus der Kategorie
Texte für Jugendliche von 13–18 Jahren*

Manuela Ausserhofer, Support nicht erreichbar The number you have called is temporarily not available	78
Julian Blad, Wer weiß schon Glauben?	87
Amelie Czoska, Gottlos	88
Sandro Deppeler, Als der heilige Korbinian zur Notlegende greifen musste	98
Otto Ettelt, Wider besseres Wissen	108
Felix Frank, Die Kerze	110
Maria Theresa Fuchs, Die drei Wege	112
Jan Göhner, Werkstatt Gottes	132
Lisa-Marie Greß, Das verlorene Gefühl: Ein Fall für Inspektor Scheck	140
Brigitte Günther, Leben mit starken Wurzeln	149
Sarah Sophia Krämer, Ich glaube nicht daran	159
Ivana Mazalovic, Du kannst	169
Mia Ninic, (K)ein ganzes halbes Herz	171
Isona Prats Cruz, Gezwungen zu Glauben	181
Katharina Prestel, Was bedeutet das schon?	190
Julian Philipp Schaidler, Was würdest Du tun?	199
Frauke Schuster, Fliederduft im Haar	205
Alessia Francesca Toschi, Antworten	210
Thomas Winterstein, K wie Adrian	214

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

die Hanns-Seidel-Stiftung hat nun schon zum fünften Mal zum Schreibwettbewerb „Die Feder“ aufgerufen. Die Resonanz hat unsere Erwartungen übertroffen und erreichte Autorinnen und Autoren über die bayerischen Landesgrenzen hinaus, über alle Generationen hinweg. Das diesjährige Motto „Glaube“ inspirierte viele zu Texten für die vorgegebenen Kategorien „Geschichten für Kinder von sechs bis zwölf Jahren“ und „Geschichten für Jugendliche von dreizehn bis achtzehn Jahren“.

Das Thema „Glaube“ wurde von den Teilnehmenden auf ganz unterschiedliche Art und Weise aufgegriffen, die Texte wiesen eine „beeindruckende Tiefe“ auf, so die Jury. Meist ging es um religiösen Glauben, vom Christentum bis zum Islam. Sie behandeln die Suche nach Glauben, beschäftigen sich aber auch damit, wie aus einem vermeintlichen Glauben Zwang werden kann. Die verschiedenen Interpretationen der Autorinnen und Autoren zeigen eine erstaunliche Bandbreite an Texten: Es blieb fast kein Genre unberührt: von Lyrik, freie Prosa, über Textfragmente und Kurzgeschichten bis zu Fantasy-Texten und philosophischen Essays ist so gut wie alles dabei.

Die Einreichungen in diesem Jahr zeigen, wie viele Gedanken sich Menschen, vor allem junge, zum Thema Glaube machen. Sie beweisen auch, dass es gerade die Leistung von Literatur ist, komplexe Themen mit Sprache, Bildern und Geschichten zu vermitteln. Die Autorinnen und Autoren zeigen hier großes Geschick und begleiten die Leser mit viel Kreativität in Ihre Gedanken.

Die 29 Siegergeschichten könnten unterschiedlicher nicht sein – eindruckliche Gedichte und Erzählungen, die einen zum Denken anregen. Manche Texte treffen einen unvorbereitet und werfen Fragen auf, die uns alle bewegen. Andere nehmen einen sofort ein und behandeln raffiniert Probleme des Glaubens in einer säkularisierten Welt. Allen hier veröffentlichten Autorinnen und Autoren ist eines gemein: Sie alle überzeugten mit einem besonderen Gespür für Sprache, der Leidenschaft fürs Schreiben und der Fähigkeit, die Leserin oder den Leser mit starken Worten zu erreichen und zu berühren.

An dieser Stelle möchte ich mich auch ganz herzlich bei unserer engagierten Jury bedanken: Prof. Dr. Oliver Jahraus, Dr. Ludwig Lenzgeiger, Patricius Mayer, Christina Metallinos, Helmut Obst, Günther Schnatmann und Miriam Zölllich und unserer Mitarbeiterin Teresa Pfaffinger. Vielen Dank, ohne Sie wäre der Wettbewerb nicht möglich gewesen.

Ich wünsche Ihnen nun eine gute Lektüre und viel Freude mit der bunten Auswahl unserer Siegertexte!

Ihr Markus Ferber, MdEP
Vorsitzender der Hanns-Seidel-Stiftung e.V.

*Prämierte Beiträge aus der Kategorie
Texte für Kinder von 6 – 12 Jahren*

Marie Appelt, 11 Jahre

Das Spagetti-Monster

Draußen wurde es allmählich dunkel, als ich bei dem kleinen Haus am Stadtrand ankam. Ich freute mich so, dass in meinem Bauch tausend Schmetterlinge flogen. Heute durfte ich nämlich bei meiner besten Freundin übernachten und wir haben uns ewig nicht mehr gesehen! Gerade wollte ich die kalte Türklinke hinunterdrücken, als die Tür schon aufging und mir Laura in die Arme sprang. Wir umarmten uns lange und lachten ausgelassen. Nachdem wir uns wieder beruhigt hatten, beschlossen Laura und ich, Spagetti zu essen. Obwohl wir beide dieses Essen lieben, gibt es da eine Besonderheit: Laura glaubt wirklich an das Spagetti-Monster. Sie nimmt das sehr ernst. Seit sie klein ist, glaubt sie daran und sagt, man solle sich nicht darüber lustig machen. Ich selbst finde das immer etwas albern, sage deswegen aber nichts. Aber der Glaube daran gehört für sie eben einfach dazu. Doch das vergaß ich blitzschnell wieder, weil ich so riesigen Hunger hatte.

Lauras Eltern waren auf einer Fortbildung, weswegen wir sturmfreie Bude hatten. Also machten wir es uns auf dem Sofa gemütlich und schlürften genüsslich die leckeren Nudeln hinunter. Währenddessen erzählte mir meine Freundin mit schauriger Stimme eine Geschichte, wo ein Mädchen an Monster glaubte und sogar von einem gefressen wurde. Zwar konnte ich mit solchen Erzählungen gar nichts anfangen, hörte jedoch trotzdem aufmerksam zu. Auf einmal nahmen wir ein Geräusch wahr. Es klang seltsam und ein bisschen gruselig, sodass sich auf meinen Armen Gänsehaut ausbreitete. „Was war das?“, fragte mich Laura mit einem leichten Zittern in der Stimme. „Wahrscheinlich dein Spagetti-Monster!“, versuchte ich sie zu necken. Doch sie lachte nicht. Stattdessen stieß Laura einen schrillen Schrei aus und deutete ängstlich auf die Wand hinter mir. Abrupt drehte ich mich um. Dort war

ein gigantischer Schatten, der sich leicht bewegte. Er war größer als ich selbst und schien uns mit einem durchdringlichen Blick anzustarren. Angespant drückte ich mich in die weiche Polsterung des Sofas. Plötzlich flogen die Spagetti samt Teller in die Luft und fielen auf den Teppich. Platsch. Mir wurde schwindelig und übel zugleich. Laura und ich konnten unseren Augen nicht trauen und es fühlte sich so an, als würden wir gleich in Ohnmacht fallen. „Ich habe Angst“, flüsterte mir meine beste Freundin zu. Stumm nickte ich zurück. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. „Ist das ein Spagetti-Monster und wenn ja, ist es dann meine Schuld, dass es hier ist, weil ich mich lächerlich über dieses Wesen machte? Und könnte es sein, dass der Glaube von Laura doch keine Einbildung war?“ Natürlich wollten wir sofort die Flucht ergreifen, meine Freundin und ich saßen aber wie gelähmt da. Ein peitschender Windstoß ließ meinen Nacken schaudern und eine unangenehme Kälte breitete sich in meinem ganzen Körper aus. Meine Handflächen begannen zu schwitzen. Dann kam mir eine Idee. Flink ergriff ich ein Kissen und warf es mit voller Wucht gegen die Wand. Laura wollte mich noch aufhalten, doch es war zu spät. Totenstille. Sie rückte so nah an mich heran, dass ich ihren warmen Atem spüren konnte. Vor lauter Angst kniff ich meine Augen so fest zusammen, wie ich nur konnte. Mein Herzschlag dröhnte in meinen Ohren und ich hoffte so sehr, dass wir noch lebend aus dem Haus kamen!!!

Aber was war das? Nach ein paar Minuten erklangen leise Tatzgeräusche und ein Miauen. Ganz langsam und vorsichtig öffnete ich meine Augen. Vor Laura und mir stand eine Katze, anstatt einem Monster! Ich hatte ganz vergessen, dass meine Freundin eine Katze hat. Als ich das begriff, fiel ich Laura sofort um den Hals. Auch ihre Katze Schmusi bekam schließlich eine kleine Umarmung. Die Anspannung fiel wie ein schwerer Stein von mir ab und wir beide waren unendlich erleichtert, dass der angsteinflößende Schatten doch kein Spagetti-Monster war. Laura lächelte mir selig zu und schmunzelte: „Da hat uns Schmusi aber einen ordentlichen Schrecken eingejagt!“

Anschließend schauten wir noch einen tollen Film und schliefen dann irgendwann ein. Aber so schön meine Träume auch waren, tauchte immer wieder der furchterregende Schatten auf!

Sigrid Becker, 61 Jahre

Ein Aufsatz über Gott

Lena packte ihre Schultasche, verließ die Schule und schlenderte den Weg neben der wenig befahrenen Straße entlang. Auf dem Heimweg dachte sie über ihre Hausaufgabe nach. Sie sollte einen kurzen Aufsatz über Gott schreiben. Lena war sich sicher, dass ihr nichts einfallen würde. Sie sah hinauf in den strahlend blauen Himmel und seufzte. Es war ein schöner warmer Tag. Die Sonne schien, und Lena wollte sich nachmittags in den Schatten unter der großen Linde im Garten setzen. „Vielleicht fällt mir da etwas ein“, dachte sie.

Sie bog in eine Seitenstraße ein und hüpfte vergnügt den alten Schotterweg entlang. Von hier aus konnte sie das große rote Dach des Hauses erkennen, in dem sie wohnte. Vor dem Haus war ein großer schöner Garten, in dem ganz viele bunte Blumen blühten. Sie liebte vor allem die gelben und lilafarbenen Blüten.

Nach dem Essen saß sie im Schatten der Linde auf ihrer Schaukel und grübelte vor sich hin. Sie hatte immer noch nichts zu Papier gebracht. Das Schulheft lag auf dem Tisch im Garten, doch die Seite war leer. Lena blickte sich um und ihr Blick fiel auf das Blumenbeet. Es war einfach unglaublich, wie viele Bienen von Blüte zu Blüte flogen. Sie hüpfte von der Schaukel und beobachtete die fleißigen Bienen. Lena setzte sich im Schneidersitz vor das Beet. Dort war ein lautes Summen und Brummen zu hören. Fasziniert betrachtete sie die Insektenwelt. Die Bienen schienen sich wohlzufühlen und beachteten Lena überhaupt nicht. „Kein Wunder“, ging ihr durch den Kopf. „Die sind ja alle so beschäftigt.“

Eine blaugrüne Libelle flog an ihr vorbei, und sie streckte ihre rechte Hand aus. Die Libelle setzte sich auf ihren Daumen und Lena blieb ganz ruhig sitzen und betrachtete die durchsichtigen Flügel. „Du siehst echt hübsch aus“, flüsterte sie zur Libelle. „Und du bist einfach perfekt,

so wie du bist.“ Die Libelle streckte ihre Flügel aus und hob völlig geräuschlos ab und flog davon. Lena sah dem Insekt nach. Verträumt sah sie zurück ins Blumenbeet. Sie bewunderte die Blumen und Bienen. Zwischen den Blüten waren sogar zwei gelbe Schmetterlinge unterwegs.

Lena wandte ihren Blick hinauf in den Himmel. Weiße kleine Wolken zogen über ihr hinweg. „Eigentlich“, ging ihr durch den Kopf, „war im Garten alles perfekt und wunderschön.“ Da kam ihr ein Gedanke und sie stand auf. Darüber wollte sie schreiben. Gott hatte alles erschaffen und es war wunderschön. Auf einmal fielen ihr noch viele andere Dinge ein, die in der Natur so besonders waren.

Während sie am Tisch im Garten saß und ihren Aufsatz schrieb, setzte sich eine braune Amsel auf den Stuhl gegenüber und zwitscherte. Später kam die graugestreifte Katze vom Nachbarn und streifte sie beim Vorbeigehen an den Beinen. Auch davon wollte sie schreiben: von den Tieren im Garten, dem blauen Himmel und dem besonders schönen Sommertag.

Michael Boerboom, 12 Jahre

Paul und die große Reise

Alltagsprobleme

„Na, hast du wieder ein fliegendes Pferd gesehen, so wie du in den Himmel starrst?“ erklang Timos Stimme von rechts. Oh nein, nicht schon wieder dieser Depp, schoss es Paul durch den Kopf. Instinktiv lief er nach links, damit Timo ihn nicht wieder damit aufziehen konnte, dass Paul glaubte, dass er einen Pegasus gesehen hatte. Und prallte frontal gegen Lasse, woraufhin Paul rückwärts auf den Boden fiel. Timo, Lasse und Marvin, der Dritte in der Gang, umringten ihn. Jetzt kamen auch andere Schüler näher, um bei dem Spektakel zuzuschauen. „Lasst mich in Ruhe!“, schrie Paul und sah sich nach einem Fluchtweg um. Doch es gab keinen. Jetzt hatte er den Schlamassel. Sie würden ihn wieder vor allen Schülern aufziehen und er würde ordentlich Prügel einstecken müssen. Langsam glaubte er sich selbst nicht mehr. Aber er hatte doch diesen Pegasus gesehen. Einen schneeweißen Pegasus, der an ihrem Klassenzimmer vorbeigeflogen war. Timo wollte gerade anfangen, über ihn herzufallen, als zu seinem Glück Herr Larson um die Ecke bog. Zähneknirschend zogen die drei ab. „Puh, noch einmal Glück gehabt“, dachte Paul und flüchtete schnell aus dem Schulhaus.

Auf dem nach-Hause-Weg ging er an der Bücherei vorbei. Hier lieh er sich oft Bücher aus. Da er keine Freunde hatte, musste er sich seine Zeit anderweitig vertreiben. Er glaubte nicht daran, dass er jemals Freunde haben würde. Dafür würde Timo schon sorgen. Am Tresen stand Miss Clark und schaute in ein Buch. Als sie ihn erblickte, lächelte sie ihn an. Sie wusste genau, welche Frage er ihr stellen würde und kam ihm zuvor. „Paul! Schön dich zu sehen! Du hast Glück! Das Buch „Mystische Wesen des Mittelalters“ ist endlich wieder verfügbar.“

Als Paul das Buch ausgeliehen hatte, rannte er so schnell wie möglich nach Hause. Dort angekommen, warf er seine Schultasche in die Ecke und ging auf sein Zimmer. Er schlug die erste Seite auf. Das Papier war schon sehr alt und die Schrift kaum lesbar. Paul brauchte sehr lange, bis er entziffert hatte, was auf den ersten beiden Seiten stand. Es war aber leider nicht sehr spannend. Deswegen blätterte er um. Auf der nächsten Seite prangte ein riesiges Bild. Als Paul sich darüber beugte, um es sich näher anzuschauen, spürte er ein Kribbeln in seinem Bauch und plötzlich war sein Zimmer verschwunden.

Lefko und Heinrich

Er stand in einem großen Innenhof. Eine Menschenmenge hatte sich in der Mitte um ein großes Podest versammelt, auf dem ein dicker Mann mit einer goldenen Krone stand. Paul erschrak. Er war sich sicher, dass dieser König genau so aussah, wie der, den er im Buch „Mystische Wesen des Mittelalters“ gesehen hatte. Wie konnte das sein? Paul dachte nach. War er etwa in der Zeit zurückgereist oder war er in diesem Buch gelandet? Beides kein sehr schöner Gedanke. Was würde wohl passieren, wenn man ihn entdeckte? Langsam tastete er sich an der Steinmauer die hinter ihm stand entlang. Immer darauf bedacht, kein Geräusch zu machen.

Doch dann war die Mauer plötzlich zu Ende und Paul stürzte. Schnell rappelte er sich auf und sah sich um. Er war in einen Pferdestall gefallen. Langsam ging er an den Boxen entlang und was er in der hintersten sah, ließ ihn den Atem anhalten. Er traute seinen Augen nicht. Dort in der hintersten Ecke zusammengekauert lag der schneeweiße Pegasus, den er vor 3 Wochen am Klassenzimmer vorbeifliegen gesehen hatte. Auf den ersten Blick sah der Pegasus sehr edel aus. Doch als Paul genauer hinsah, bemerkte er das verstrubbelte Fell und den verklebten Schweif. Anscheinend hatte das Tier auch schon länger nichts gegessen, denn man konnte seine Rippen unter dem Fell durch-

schimmern sehen. Paul wollte noch einen Schritt näher herangehen und trat aus Versehen auf einen Ast. Der Pegasus schreckte hoch und verkroch sich verängstigt in die Ecke seiner Box. Eine Zeit lang starrte Paul das Tier einfach nur an, doch dann gab er sich einen Ruck und streckte vorsichtig seine Hand über die Boxentür. Der Pegasus beäugte sie misstrauisch. Dann fing er zu Pauls Erstaunen plötzlich an zu sprechen. „Was hast du hier zu suchen?“, wieherte er erschöpft und feindselig zugleich. Paul konnte es nicht glauben. Erst fand er diesen Pegasus und dann konnte das Wesen auch noch sprechen.

Als er seinen ersten Schreck überwunden hatte, antwortete er: „Ich habe ehrlich gesagt keine Ahnung, wie ich hierhergekommen bin.“ Nachdem Paul sich dem Tier vorgestellt hatte und ihm erklärte, dass er nicht aus dieser Welt kam, wurde der Pegasus gleich viel freundlicher. Er stellte sich ihm als Lefko vor und erzählte Paul von früher, als er mit seiner Schwester Carmen über Wiesen galoppierte und durch die Wälder streifte. Es war eine unbeschwerte und fröhliche Zeit gewesen. Doch dann kam Heinrich der Finstere an die Macht. „Es war schrecklich. Wir wurden von seinen Männern gejagt und waren ständig auf der Flucht. Dann habe ich einmal nicht aufgepasst und schon stand ich in dieser Box!“, erzählte Lefko. „Du Armer! Wie lange ist das denn her?“, fragte Paul. „Ich glaube so ungefähr 2 Wochen“, grübelte Lefko. „Es ist schwer, hier die Zeit im Auge zu behalten.“ „Woher nimmt dieser ... dieser Dreckskerl das Recht, dich hier einzusperren?“, wütete Paul los. „Das ist unerhö ...“. „Scht, nicht so laut“, zischte Lefko. „Der König darf uns nicht hören. Er denkt ich liege im Tiefschlaf.“ „Und warum lässt du den König denken, dass du schläfst?“, fragte Paul verwirrt. „Er hat gesagt, wenn ich ihn das nächste Mal nicht auf mir reiten lasse, dann würde etwas Schreckliches geschehen. Da habe ich mich schlafend gestellt“, erklärte Lefko. „Willst du denn wieder in die Wildnis zurück?“, fragte Paul. „Ja! Natürlich! Es ist schrecklich hier!“ flüsterte der Pegasus. „Dann wird es höchste Zeit, dass du hier herauskommst“, entschied Paul. Und mit diesen Worten öffnete er die Boxentür. Lefko starrte ihn einige Sekunden an, dann trabte er seiner neu gewonnenen Freiheit

entgegen. Als Paul den Riegel wieder verschlossen hatte, gingen sie zur Hintertür des Stalls und lugten hinaus. Sie wollten gerade weiter schleichen, da rief eine Stimme „Hilfe, der Pegasus ist ausgebrochen!“. Ungesehen aus der Festung zu gelangen wurde so unmöglich.

Die Flucht

Sofort waren sie von feindlichen Kriegern umzingelt, die ihren Kreis um die beiden immer enger zogen. „Schnell, spring auf!“ wieherte Lefko und breitete die Flügel aus. Paul schwang sich gerade auf Lefkos Rücken, da stürzte der übergewichtige König, anscheinend Heinrich der Finstere genannt, zwischen seinen Rittern hervor und brüllte: „Packt sie!“ Doch da war Lefko schon in die Luft gestiegen und davongeflogen. Sie nahmen Geschwindigkeit auf und ließen Raum und Zeit hinter sich. Die Farben der Welt verblassten und sie flogen durch vollkommene Stille. Jetzt zogen Bilder an ihnen vorbei. Bilder aus längst vergangenen Zeiten. Wikinger, die ein Dorf überfielen und überrascht hochstarrten, wie als würden sie den Pegasus sehen. Ein römischer General, der sich an seinem Traubensaft verschluckte, als sie über ihn hinwegflogen. Doch kein Ton drang an Pauls Ohren.

Als sie diesen Ort zwischen irgendwo und nirgendwo verlassen hatten, blendete Paul das grelle Licht der Sonne. Paul schloss die Augen, doch er riss sie sofort wieder auf. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht! Sie flogen nicht mehr! Sie standen auf einem großen Felsen, der ungefähr 10 Meter über dem Boden aufragte. Wie waren sie denn hier gelandet? Paul sah sich um. In der Ferne glitzerte ein See in der untergehenden Sonne. Sonst gab es nur Wald und Wiesen. Paul hatte ein mulmiges Gefühl im Bauch. Hier oben waren sie weithin sichtbar. Und er wusste nicht, wie lange Heinrich brauchen würde, bis er sie fand. Es wäre wohl besser, auf dem Boden zu übernachten, dachte sich Paul und beugte sich zu Lefko hinunter. Da erst bemerkte er, dass der Pegasus eingeschlafen war. Paul seufzte: „Dieses verdammte Buch!“

Er band Lefko ein paar Lianen um den Bauch, um ihn auf den Boden hinabzulassen. Ob seinen Eltern schon aufgefallen war, dass er nicht mehr zu Hause war, dachte er dann. Gefrustet band er sich das andere Ende der Liane um seine Hüfte und schubste Lefko über die Kante des Felsens. Erst jetzt ging ihm auf, dass Lefko ja viel schwerer war als er. Im nächsten Moment wurde er auch schon mitgerissen.

Ein lautes Krachen hallte durch den Wald. Gleich darauf ein zweites leiseres, das alle Tiere aufschrecken ließ. Benommen rappelte Paul sich auf. Er war nicht verletzt. Lefko, bis auf ein paar kleine Kratzer, auch nicht. Sie standen auf einer moosbewachsenen Lichtung, die von hohen Tannen und Buchen umgeben war. In der Nähe konnte man einen Bach plätschern hören. Und im Schatten der größten Tanne verbarg sich eine kleine Höhle. Dorthin brachte er Lefko und deckte ihn mit Farn ab, welches gleich neben der Höhle wuchs. So würde der Pegasus nicht so schnell gesehen werden, wenn Heinrich sie finden sollte. Danach kletterte Paul gedankenverloren auf eine große Buche und band mit geschickten Fingern aus dicken Grashalmen und Blumen ein Teppichgeflecht. So, wie es ihm seine Mutter gezeigt hatte. Er war so in die Arbeit versunken, dass er die Ritter, die am Horizont quer über eine Wiese marschierten, beinahe nicht bemerkt hätte. Vor Schreck ließ Paul seinen Teppich fallen. „Wie konnten die Ritter nur so schnell hier sein? Oder waren Lefko und er gar nicht so weit geflogen, wie es ihm vorgekommen war?“ So schnell er konnte, kletterte er die Buche hinab und versuchte, Lefko wach zu bekommen, doch leider ohne Erfolg. Grübelnd stapfte er um Lefko herum. Was konnte er nur tun? Sein Blick fiel auf den Teppich in seinen Händen. Plötzlich hatte er eine Idee. „Das muss einfach klappen“, dachte er. Die Lianen lagen noch dort, wo er sie Lefko abgenommen hatte. Leider waren es viel zu wenig. Wie sollte er es schaffen, bis zum Eintreffen der Ritter genügend zu sammeln?

Rehe und Ritter

Paul überlegte. Er musste die Gefolgsleute des finsternen Königs irgendwie auf eine falsche Fährte locken. Dann hatte er einen Einfall. Mit Hilfe zweier langer Stöcke und seines weißen Pullovers bastelte er zwei weiße Pegasusflügel. Jetzt musste er Glück haben, großes Glück. Paul überlegte, wie viel Zeit er wohl noch hatte. Vielleicht 20 Minuten? Er war gerade auf einen Baum geklettert, da hörte er Hufgetrappel. Waren das schon die Ritter Heinrich des Finsternen? Die Geräusche wurden immer lauter. Paul konnte nicht glauben, was er da sah, eine ganze Herde Rehe. Das war perfekt für seinen Plan. Leise versuchte er, sich die Äste herunter zu hangeln, doch das klappte nicht so ganz. Paul rutschte an einem glitschigen Ast ab und landete auf dem Rücken eines Rehs. Er versuchte, sich am Hals des Tieres festzuklammern, doch da war kein Hals. Mist, er saß verkehrt herum auf dem Tier. Langsam rutschte Paul zurück und versuchte, die Flügel anzubringen. Auf einem flüchtenden Reh war das nicht gerade einfach. Gerade als er die letzten Riemen festgezurt hatte, warf ihn ein besonders heftiger Stoß vom Rücken des Tieres. Er wollte schon aufstehen, da hörte er weiteres Hufgetrappel, vermischt mit lauten Rufen. Die Ritter waren gekommen. Viel konnte man aus dem Stimmengewirr zwar nicht heraushören, aber Paul glaubte so etwas wie „da ist der Pegasus“ und „fangt ihn“ herauszuhören. Die Rehe, die natürlich verängstigt waren von den lauten Rufen, stoben auseinander und rannten in den Wald. Die Ritter rissen ihre Pferde herum und galoppierten ihnen nach.

Als sich Paul auf den Weg zu Lefko machte, sammelte er so viele Lianen wie möglich für den zweiten Teil des Plans. Da es nun schon sehr dunkel war, musste Paul sich beeilen, mit dem Flechten der Falle fertig zu werden. Zwar waren seine Hände vollkommen zerkratzt und warfen Blasen, aber er war glücklich, etwas für Lefko tun zu können. Er hatte ihn ins Herz geschlossen. Die Falle war bereit. Nun musste er nur noch auf die Ritter warten. Schnell kletterte er auf einen Baum, um nicht von den Rittern gesehen zu werden. Er hoffte, dass sie sich bald

blicken ließen. Sein Plan bestand aus zwei Teilen. Beide mussten perfekt klappen. Es war jetzt vollständig dunkel geworden und er konnte nur noch Silhouetten sehen. Lange musste Paul aber nicht warten. Mit Fackeln und Gaslampen kamen sie näher. Sobald der erste Lichtschein auf Lefkos Rücken fiel, fing er an zu funkeln, wie ein Stern. Lautes Jubeln schallte durch den Wald, als die Ritter den Pegasus entdeckten. Nachdem die Stimmen der Männer verstummt waren, war es im Wald totenstill.

Der Fisch geht ins Netz

Alle Tiere hatten sich verkrochen. Kein Vogel zwitscherte mehr und es war auch nirgendwo ein Rascheln zu hören. Plötzlich ließ ein kalter Luftzug alle erschauern und die Fackeln erlöschten. Die Männer rückten enger zusammen und versuchten, ihre Fackeln wieder zu entzünden. Paul bewegte sich währenddessen einen Schritt nach links und trat versehentlich auf einen trockenen Geäst. Die Ritter zuckten zusammen. Einer von ihnen schleuderte seine Fackel in den Wald, die Paul nur knapp verfehlte. Sie verfiel genau hinter ihm im Geäst des Baumes und warf seinen Schatten gespenstisch auf die Lichtung. Auch die mutigsten Ritter bekamen es mit der Angst zu tun und alle flüchteten mit lautem Geschrei aus dem Wald. Nur ein Mann stand jetzt noch auf der Lichtung. Es war Heinrich der Finstere. Langsam stieg er von seinem Pferd ab und zog sein Schwert. Unsicher drehte er sich einmal um sich selbst und ging dann in Lefkos Richtung. Doch kurz bevor Pauls Falle zuschnappen konnte, blieb er stehen. Misstrauisch sah er sich um. Nach fünf Sekunden, die Paul wie eine Ewigkeit vor kamen, schlich er vorsichtig weiter. Schon zappelte er wie ein Fisch im Netz. Paul wollte schon losjubeln, doch da zog Heinrich sein Schwert und versuchte damit die Lianen zu durchtrennen. Paul erschrak. Was sollte er denn jetzt machen? Einen Plan B gab es nicht. Panisch suchte er mit den Augen den Wald ab, in der Hoffnung darauf irgendetwas

zu finden, was diesem finsternen Typen daran hindern könnte, aus der Falle zu entweichen. Da sah er einen abgebrochenen Ast auf der Erde neben sich liegen. Paul wollte versuchen, damit Heinrich sein Schwert aus den Händen zu schlagen. Doch der Ritter sah es kommen und wich aus. Im nächsten Moment schlug er mit dem Schwert auf den Stock ein. Paul blieben nur noch wenige Sekunden, bis Heinrich sich aus seinem Gefängnis befreit hätte. Im Bruchteil einer Sekunde entschied er sich. Er sprang und schlug mit dem Ast das Schwert des Königs. Doch jetzt hing er nur noch mit dem Ende des Astes über der Liane, fast 10 Meter über dem Boden. Heinrich der Finstere lachte spöttisch und löste den Ast von der Liane. Paul fiel und dann wurde alles schwarz.

Er wachte auf. Alles schien ganz normal. Doch dann merkte Paul, dass er gar nicht in seinem Bett lag. Er lag auf Moos und Gras auf einem Waldboden. War es also doch kein Traum gewesen? Er blinzelte und sah, dass der dunkle König immer noch in seinem Netz zappelte und wüste Verwünschungen schrie. Lefko hatte sich anscheinend wieder erholt, denn er tobte über die Wiese und jagte ein paar Schmetterlinge. Paul lächelte glücklich in sich hinein. Zu Hause würde das ihm zwar keiner glauben, aber er glaubte sich selbst und außerdem hatte er einen neuen Freund gefunden. Und das war das Wichtigste.

Nicole Bonholt, 45 Jahre

Glaubenssätze

Leo warf ihre Reisetasche in den Flur und stellte das Skateboard daneben ab.

„Was ist das eigentlich?“, fragte ihr Vater, der sie gerade vom Bahnhof abgeholt hatte.

„Das ist ein Skateboard“, antwortete Leo.

„Ja, das sehe ich“, sagte ihr Vater. „Aber wieso ist das hier?“

„Das hat Tom mir geschenkt. Er hat gerade ein neues bekommen.“

„Das ist ja super, dass dein Cousin seinen alten Krempel bei uns entsorgt.“

„Aber Papa, das ist doch kein alter Krempel.“ Leo stemmte ihre Hände in die Hüften und sah ihren Vater empört an. „Er hätte das auch noch verkaufen können.“

„Aha“, sagte ihr Vater. „Und wieso hat er das dann nicht getan?“

„Damit ich weiterüben kann!“

„Weiterüben?“ Ihr Vater riss die Augen auf. „Du willst mir doch hoffentlich nicht erzählen, dass du mit diesem Ding aus der Hölle gefahren bist?“

Ihr Vater sah so entsetzt aus, dass Leo lachen musste.

„Leonie, das ist wirklich überhaupt nicht komisch“, sagte ihr Vater.

„Nächste Woche ist doch der Turnwettbewerb. Stell dir vor, du hättest dich verletzt.“

„Ich will da eh nicht mitmachen.“ Leo zuckte mit den Schultern.

„Was soll das denn jetzt heißen?“, fragte ihr Vater.

„Ich hatte von Anfang keine Lust auf den Wettbewerb.“

„Ach so.“ Ihr Vater sog Luft ein. „Und stattdessen willst du jetzt mit diesem Ding fahren?“

„Wieso nicht?“

„Das ist doch nichts für Mädchen.“

„Nicht dein Ernst, Papa“, erwiderte Leo. „Du glaubst nicht echt, dass nur Jungs skaten können.“

„Das ist doch viel zu gefährlich“, sagte ihr Vater.

„Wieso soll es für Mädchen gefährlicher sein als für Jungs?“ Ihr Vater zuckte mit den Achseln und ging in die Küche.

„Möchtest du auch einen Tee?“, rief er von dort.

Am nächsten Morgen war Leo schon sehr früh am Skatepark. Sie wusste, dass dort eine Miniramp¹ stand und wollte den letzten Ferientag voll ausnutzen. Vor allem aber wollte sie nichts von dem vergessen, was ihr Cousin Tom ihr beigebracht hatte.

Sie drückte die Kopfhörer in ihre Ohren und begann in der Miniramp hoch- und runterzufahren. In ihrem Kopf hörte sie die Stimme von Tom. Immer wenn sie die Rampe hochfuhr, streckte sie sich, als würde sie nach den Sternen greifen. Beim Herunterfahren bückte sie sich, als würde sie Blumen pflücken wollen. Dadurch bekam sie Schwung und es gelang ihr, immer höher an den Rampen hochzufahren. Sie grinste zufrieden. Nach einer Weile merkte sie die ungewohnte Bewegung in ihren Oberschenkeln. Sie setzte sich für eine kurze Pause im Schneidersitz auf eine Bank. Dort nahm sie den Helm ab und trank einen Schluck. Dann zog sie ihr Telefon aus der Tasche und tippte zwei Symbole ein: einen Stern und eine Blume. Sie musste nicht lange warten, bis ihr Cousin antwortete.

„Yes!“, schrieb Tom. „Dranbleiben!“

Sie setzte sich ihren Helm wieder auf und wollte gerade wieder in die Miniramp gehen, als zwei Jungs auf ihren Skateboards angefahren kamen.

1 Eine Miniramp ist eine Skatefläche mit zwei sich gegenüberliegenden, gebogenen Rampen, zwischen denen man hin- und herfahren kann.

„Guck ma“, sagte einer. „Da hat sich ‘ne Betty in unser Revier verirrt.“
„Sie trägt einen Helm“, sagte der andere. „Damit sie sich nicht weh tut.“

Sie lachten beide.

„Ob ihre Frisur das wohl aushält?“, fragte der erste.
„Ihr seid ja besonders komisch.“ Leo verdrehte die Augen und ging wieder in die Miniramp.

Die beiden Jungs folgten ihr und warfen ihre Sachen auf die Plattform der Miniramp und rannten mit etwas Schwung nach oben.
„Hey Betty“, rief einer von ihnen. „Geh jetzt mal raus da, sonst fahr ich dich um.“
„Ich heiße nicht Betty.“ Leo verdrehte die Augen, ging aber aus dem Weg.

Der Junge fuhr in die Rampe rein, kam auf der anderen Seite hoch und fuhr wieder zurück. Das wiederholte er einige Male, bis ihm das Skateboard davonrollte. Jetzt war der andere Junge dran. Sie wechselten sich ab.
„Hey!“, rief Leo nach einer Weile. „Kann ich auch nochmal?“
„Nee, lass mal lieber“, sagte einer der Jungen.
„Wir haben nicht so gerne Mädchen hier“, sagte der andere. „Wenn du willst, kannst du zugucken.“
„Wie es sich für eine Betty gehört!“, sagte sein Kumpel. Die beiden lachten.

Leo wollte den beiden Jungen eigentlich nicht die Miniramp überlassen, wusste aber nicht, wie sie sich durchsetzen sollte. Deswegen fing sie an, ihre Sachen zusammenzupacken.
Später saß sie auf ihrem Bett und zeichnete an einem Comic. Ihr ging nicht aus dem Kopf, dass die beiden Jungs sie Betty genannt hatten. Schließlich griff sie nach ihrem Telefon, öffnete die KI und fing an zu tippen.

Leo: „Warum nennen mich die Jungs beim Skaten „Betty“?“

KI: „Die Bezeichnung „Betty“ kann darauf hindeuten, dass die Jungs dich nicht ernstnehmen. Das kann verschiedene Gründe haben:

- Sie glauben nicht, dass Mädchen skaten können.
- Sie glauben, Mädchen sind nur beim Skaten, weil sie den Jungs zuschauen wollen.
- Sie glauben, dass sie ihren „Platz“ verteidigen müssen.

Soll ich dir Tipps geben, wie du reagieren kannst, wenn sie das nächste Mal „Betty“ zu dir sagen?“

Leo warf ihr Telefon aufs Bett und seufzte. Sie versuchte sich wieder auf ihren Comic zu konzentrieren. Aber es gelang ihr nicht. Sie griff erneut nach ihrem Telefon und schrieb ihrem Cousin:

„Hast du schon mal ein Mädchen „Betty“ genannt?“

„Ein Mädchen, das skatet?“, schrieb ihr Cousin. „Das macht doch heute keiner mehr.“

Bevor Leo antworten konnte, klopfte es an ihrer Zimmertür. Ihre Mutter steckte den Kopf durch die Tür.

„Mama!“, rief sie und sprang auf.

Ihre Mutter drückte sie fest. Sie war erst heute von einer Geschäftsreise zurückgekommen, sodass sie sich seit Leos Rückkehr aus Berlin noch nicht gesehen hatten.

„Wow, was ist das denn?“ Sie zeigte auf das Skateboard, das auf dem Boden lag.

„Möchtest du mir jetzt auch noch erzählen, dass Skaten nichts für Mädchen ist?“

„Sollte ich das tun?“, fragte ihre Mutter.

„Papa, war nicht begeistert.“

„Dein Papa macht sich nur Sorgen um dich.“ Ihre Mutter setzte sich zu Leo aufs Bett. „Ich find’s ziemlich cool, dass du dich das traust.“

„Echt?“

„Auf jeden Fall“, sagte ihre Mutter. „Ich habe mir früher auch ein Skateboard gewünscht. Aber deine Oma war der Meinung, dass das ...“

„... nichts für Mädchen ist?“, unterbrach Leo sie.

„Genau.“ Ihre Mutter sah sie ernst an. „Aber davon lässt du dich nicht beirren. Versprochen?“ Leo zuckte mit den Schultern.

„Leo, das ist ein stereotyper Glaubenssatz.“

„Ein was?“

„Ein stereotyper Glaubenssatz“, wiederholte ihre Mutter. „Stell dir vor, du machst eine Schublade auf, die mit dem Wort „Mädchen“ beschriftet ist. In dieser Schublade sind alle Überzeugungen über Mädchen drin, die sich angesammelt haben.“

„Sowas wie „Mädchen sind schlechter in Mathe als Jungs“?“, fragte Leo. Oder „Mädchen sind brav, Jungs sind wild?“

„Genau sowas meine ich.“ Ihre Mutter nickte. „Dazu gehört auch, dass Mädchen in bestimmten Sportarten hinter den Jungs zurückstehen, zum Beispiel Fußball, Kickboxen oder eben Skaten.“

„Aber das ist total unfair!“, rief Leo.

„Das stimmt“, sagte ihre Mutter. „Jungs geht es allerdings auch so, wenn es zum Beispiel um Reiten, Tanzen oder Turnen geht.“

„Du meinst, weil diese Sportarten in der Jungs-Schublade abgelegt sind?“

„Genau“, sagte ihre Mutter. „Und du lässt dich davon nicht abhalten.“ Ein Räuspern erklang hinter der angelehnten Zimmertür.

„Papa!“, rief Leo. „Hast du uns etwa belauscht?“

„Das war nicht absichtlich.“ Er kam ins Zimmer herein. „Aber ich bin froh, dass es sich so ergeben hat.“

„Also hast du doch gelauscht!“, sagte Leo.

„Deine Mutter hat Recht, Leo“, sagte ihr Vater. „Als Chirurg sehe ich jeden Tag Unfälle. Wenn du mit einem Skateboard hier reinspazierst, denke ich an die Verletzungsgefahr. Aber das hat nichts damit zu tun, dass du ein Mädchen bist.“

„Aber du hast gesagt, das Skaten nichts für Mädchen ist.“

„Das ist mir rausgerutscht“, sagte ihr Vater. „Das war nicht richtig und es tut mir leid.“

„Wir sind alle mit den Glaubens-Schubladen aufgewachsen“, sagte ihre Mutter. „Manchmal müssen wir darüber nachdenken und sie neu einsortieren.“

Am nächsten Tag nach der Schule war Leo wieder mit ihrem Skateboard in der Miniramp. Es dauerte nicht lange und die beiden Jungs vom Vortag tauchten wieder auf. Dieses Mal war noch ein anderer Skater dabei.

„Ach guck mal“, sagte der eine. „Die neue Betty ist wieder da.“

„Ich heiße Leo“, antwortete Leo bestimmt.

„Mag sein. Aber du warst jetzt lange genug in der Miniramp.“

„Ich bin gerade erst gekommen.“ Leo hatte nicht vor, sich nochmal vertreiben zu lassen.

Das Rollen eines Skateboards erklang. Als es näherkam, sah Leo, dass ein Mädchen darauf stand. Sie lächelte Leo zu.

„Hey!“, sagte sie. „Du bist neu hier, oder?“

„Ja, das stimmt“, antwortete Leo.

„Ich bin Johanna“, sagte das Mädchen. „Aber alle nennen mich Jo.“

„Ich bin Leo und ich dachte schon, dass ich das einzige Mädchen hier bin.“

„Nein, auf keinen Fall! Wir sind mittlerweile einige Mädchen.“

Jo schenkte den Jungs keine Beachtung und fuhr mühelos in die Rampe hinein, sie kam auf der anderen Seite wieder hoch und fuhr zurück. Sogar Leo sah, dass sie besser fuhr als die Jungs. Das wussten die beiden wahrscheinlich auch und hatten sich in den hinteren Bereich des Skateparks verzogen, wo sie Sprünge übten. Die Mädchen wechselten sich in der Miniramp ab. Jo gab Leo Tipps, was sie als nächstes probieren könnte und der Nachmittag ging viel zu schnell vorbei.

„Komm doch morgen um 15 Uhr zur Skatehalle im Zentrum. Jeden Dienstag ist ein Workshop nur für Mädchen“, sagte Jo zum Abschied.

Pünktlich um 15 Uhr am nächsten Tag betrat Leo die Skatehalle.

„Wie schön, dass du da bist!“, rief Jo ihr entgegen. „Ich stell dich den anderen vor.“

Insgesamt waren acht weitere Mädchen da. Alle freuten sich darüber, dass Leo zu ihnen gestoßen war. Am Ende des Workshops saß Leo zufrieden auf einer Bank und hatte nicht nur neue Tricks gelernt, sondern auch das Gefühl, dass sie neue Freundinnen gefunden hatte.

Alle gaben einander Tipps und Hilfestellungen. Die Mädchen freuten sich so ehrlich für die Erfolge der anderen, dass Leo sich sofort wohlfühlt hatte.

„Hört mal“, rief Jo in die Runde. „Ich glaube, es ist an der Zeit, dass wir uns die Miniramp erobern.“

„Es nervt total, dass die Jungs so tun, als würde sie ihnen gehören“, sagte eins der Mädchen.

„Ich habe eine Idee“, sagte Jo.

Die Mädchen hörten Jos Plan gespannt zu und verabredeten sich für den nächsten Tag in der Nähe des Skateparks, in dem die Miniramp stand.

Fünf Jungs fuhren abwechselnd in der Miniramp, als die Mädchen als Gruppe dort ankamen.

„Was wollt ihr denn hier?“, rief ihnen einer entgegen.

„Wir haben einen Vorschlag für euch“, sagte Jo.

„Einen Vorschlag?“, fragte der Junge.

„Wir wollen die Miniramp auch benutzen“, sagte Leo.

„Schau an, die neue Betty“, antwortete der Junge.

„Hör auf damit“, sagte Jo. „Wir machen einen Game of SKATE-Wettbewerb.“

„Ihr wollt mit uns Game of SKATE spielen?“ Der Junge lachte. „Das spielen wir nicht mit Mädchen.“

„Warum nicht?“, fragte Leo. „Habt ihr Angst?“

„Angst? Vor dir vielleicht, oder was?“, fragte der Junge.

„Wenn wir gewinnen, gehört die Miniramp uns. Wenn ihr gewinnt, gehört sie euch“, sagte Jo.

„Das sollte doch ein Kinderspiel für euch sein.“

„Wir müssen uns beraten.“ Die Jungs stellten sich in einem engen Kreis zusammen und tuschelten.

„Wir machen’s!“, sagte einer.

„Okay, hier sind die Regeln:

- Jedes Team stellt drei Teilnehmer. Die Teilnehmer treten nacheinander gegeneinander an, wenn der vorherige Teilnehmer ausscheidet.
- Wir spielen im K.O.-Prinzip. Wer verliert ist raus.
- Es wird gelost, wer beginnt. Der macht einen Trick vor, den der andere nachmachen muss. Steht er ihn, passiert nichts. Steht er ihn nicht, bekommt er den ersten Buchstaben vom Wort „SKATE“.
- Hat einer der Teilnehmer alle fünf Buchstaben zusammen, hat er verloren.
- Der Gewinner tritt gegen den nächsten Teilnehmer an“, erklärte Jo.

„Einverstanden!“, sagte der Junge.

Der Wettbewerb war in vollem Gange und machte richtig Spaß. Eines der Mädchen hatte eine Boom-Box aufgestellt, aus der laute Musik über den Skatepark dröhnte. Im Finale fuhr Jo gegen einen Skater, der Felix hieß. Felix hatte gerade den Buchstaben T einkassiert, während Jo erst ein A hatte. Würde er noch einen Trick versammeln, hätten die Mädchen gewonnen. Felix war dran und sprang einen Kickflip.

„Oh Mist, den kann sie nicht so gut“, flüsterte ein Mädchen ganz leise.

„Du schaffst das, Jo!“, rief Leo. Auch die anderen Mädchen feuerten Jo lautstark an. Jo lächelte, schloss kurz die Augen und sprang mit ihrem Skateboard in die Luft. Unter ihren Füßen drehte sich das Skate-

board einmal um sich selbst. Schließlich landete sie wieder mit ihren beiden Füßen auf dem Board. Vor Freude über den gestandenen Trick sprang sie in die Luft und lief dann zu den anderen Mädchen, die sie alle umarmten.

Als sie sich ein bisschen beruhigt hatten, ergriff Felix das Wort.

„Ihr habt gewonnen“, sagte er laut. „Und das mit Recht!“

Die anderen Jungs klopfen zustimmend mit ihren Skateboards auf den Boden.

„Es tut uns leid, dass wir euch nicht ernst genommen haben“, sprach Felix weiter. „Wir werden jederzeit Platz für euch in der Miniramp machen.“

„Was haltet ihr davon, dass wir die Miniramp ab jetzt gemeinsam benutzen?“, fragte Jo. „Der Wettbewerb hat doch auch Spaß gemacht, oder?“

Jetzt klopfen alle zustimmend.

„Was hast du heute Schönes gemacht?“, fragte Leos Mutter beim Abendessen.

„Ich war beim Schubladen-Umsortieren von alten Glaubenssätzen dabei.“ Leo grinste. „Und das hat richtig viel Spaß gemacht!“

Christina Düll, 27 Jahre

Mein Freund Baby Mo und ein bisschen Sternstaub

„Paaaaaaaaaappppppaaaa, Paaaaaappppppaaa“ hallt es durch das Haus. Papa streckt den Kopf durch die Tür der Küche, wo er gerade Pfannkuchen fürs Frühstück macht. „Was ist denn los, Freya?“, fragt er neugierig. Freya rennt ganz aufgeregt, barfuß, und mit kleinen Schritten zu ihm. Ihre blonden Haare sind noch ganz verwuschelt, und sie trägt ihren kuscheligen rosa Schlafanzug. Den mit den vielen kleinen Regenbögen darauf. Baby Mo in ihrer Hand schlackert bei jedem Schritt von links nach rechts. Baby Mo ist ihr Lieblingskuscheltier. Er ist ein kleines graues Faultier, das einen bunt gestreiften Jogginganzug mit allen Farben des Regenbogens trägt.

„Weißt du was, Papa?“, fragt Freya, und hält Baby Mo hoch, sodass Papa ihn besser sehen kann. „Baby Mo ist kein normales Kuscheltier. Baby Mo ist mein bester Freund. Und,“ sie macht eine Pause und flüstert dann ganz leise: „Er kann sprechen! Aber das ist ein Geheimnis.“ Dabei schaut sie Papa ganz stolz in die Augen.

„Und er kann nicht nur sprechen, sondern er unternimmt mit mir lauter tolle Abenteuer. Letzte Woche, da waren wir auf einem Bauernhof und haben Ziegen, Kühe und Schafe gesehen. Und wir waren auf einem Boot und sind damit übers Wasser gefahren. Rate mal, wer am Steuer stehen durfte – Ich! Und gestern...“ Freya holt tieeeeeef Luft und schaut Papa mit weit aufgerissenen Augen an. „Gestern sind wir auf ein paar Wolken gelaufen und haben mit kleinen Sternen gespielt. Die haben sich soooo gefreut, dass sie ganz aufgeregt herumgehüpft sind und von einem zum anderen Ort geflogen sind. Da war überall Glitzerstaub. Das hat so toll geleuchtet!“ sprudelt es geradezu aus Freya heraus. Ganz aufgeregt hüpfte sie durch die Küche. Papa schnappte sich den Teller mit den fertigen Pfannkuchen.

„Und wann habt ihr das alles unternommen?“, fragt Papa schmunzelnd. „Na in der Nacht natürlich“, sagt Freya. „Es darf ja niemand wissen, was Baby Mo alles kann! Und da sieht uns keiner.“

„Und weißt du was, letzte Nacht, da waren wir nicht nur bei den Sternen unterwegs, sondern wir haben auch Erik, Schildi, Thor und Eddi getroffen.“ Freya nickt ganz dolle, während sie Papa davon erzählt.

„Erik und seine Schildkröte Schildi sind auf einem rieeeeeeeßigen Drachen an uns vorbeigeflogen. Der war größer als so.“ Mit weit ausbreiteten Armen steht Freya nun in der Küche, Baby Mo in ihrer Hand und versucht Papa zu zeigen, wie groß der Drache doch war. „Der Drache konnte Feuer spucken, und ganz laut brüllen, ungefähr so“, und ein lautes Aaarrggggggghhhhhh schallt durchs ganze Haus. Selbst Baby Mo schaut aus, als würde er sich am liebsten die Ohren zu halten. „Ich hatte erst ein bisschen Angst um Erik und Schildi, aber sie haben sich gut festgehalten. Baby Mo hat dann gesagt, dass er den Drachen schon mal getroffen hat. Er heißt Egon und kann nicht mehr so gut hören. Und dann hatte ich nicht mehr so viel Angst um Erik und Schildi. Egon ist ganz lieb und kann gut fliegen. Und er hat ganz tolle rote und grüne Schuppen. Und wenn er Feuer spuckt, dann ist das Feuer nicht nur rot, sondern hat auch ein bisschen geglitzert, wegen all dem Sternenstaub. Das sah toll aus.“

Der Teller mit den Pfannkuchen steht mittlerweile auf dem Tisch. Genauso wie Besteck, Teller, Getränke, Nutella und Marmelade.

„Und ein bisschen später kamen Thor und Eddi vorbei. Und Eddi sah gar nicht aus wie ein normales Erdmännchen, sondern er hatte einen lustigen Hut auf und eine rote Clownsnase. Die beiden sind in einer Hängematte gesessen, die durch die Luft geschwebt ist. Die haben die ganze Zeit alles ganz neugierig angeschaut. Und dann hat Thor auf einen ganz besonders tollen Stern gezeigt. Der hat einfach in allen Regenbogenfarben geglitzert. Ein bisschen so wie die Hose von Baby Mo“, erzählt Freya weiter und schaut sich Baby Mo nochmal genau an.

„Du bist also letzte Nacht mit Baby Mo bei den Sternen gewesen und hast dabei deine beiden Brüder getroffen, wie sie auf Drachen geflogen

und auf Hängematten geschwebt sind?“, fragt Papa und grinst dabei ganz verschmitzt.

„Ganz genau“, sagt Freya stolz. Ihre Augen leuchten und sie stellt sich noch ein bisschen aufrechter hin, dabei drückt sie Baby Mo an sich. „Weißt du, das ist ganz einfach Papa. Baby Mo ist mein bester Freund, also erlebe ich mit ihm Abenteuer. Schildi ist Eriks bester Freund und Eddi ist Thors bester Freund. Also sind die beiden bei ihren Abenteuern dabei. Und manchmal treffen wir uns dann sogar. Aber weil wir unsere Freunde dabei haben, sind wir nie allein!“

Erik, Thor und Mama sind angelockt von dem Pfannkuchen-Duft mittlerweile auch im Esszimmer. „Jetzt aber schnell“, sagt Papa „du musst dich noch für die Schule anziehen, Freya“. Schnell flitzt sie nach oben und macht sich fertig. Dabei fällt ihr Blick in den Spiegel. Um ihre Augen sieht sie etwas: ein bisschen Glitzer. „Sternenstaub“, flüstert sie leise und lächelt ihr Spiegelbild an.

Die Haustür fällt hinter Freya, Erik, Thor und Mama ins Schloss. Papa sieht sich im Esszimmer um, und sieht Baby Mo auf Freyas Platz. Ganz ruhig sitzt er da. Das kleine graue Faultier mit dem bunt gestreiften Jogginganzug in allen Regenbogenfarben. „Na, mein kleiner Freund?“, sagt Papa, „ich bring dich wohl besser nach oben zu Schildi und Eddi“. Er nimmt Baby Mo hoch und setzt ihn im Kinderzimmer neben die kleine Schildkröte und das Erdmännchen. Er schaut die drei Freunde an. „Wisst ihr was? Irgendwann werden die drei sich vielleicht nicht mehr an alle eure Abenteuer erinnern. Vielleicht weil sie meinen, dass das ja gar nicht sein kann. Oder weil sie meinen, sie haben das alles nur geträumt. Aber jetzt grad – jetzt grade glauben sie noch daran. An feuerspeiende Drachen, schwebende Hängematten und Spaziergängen auf Wolken. Und vielleicht muss man manchmal einfach mutig sein und sich trauen, und all die Abenteuer erleben, die es gibt. Vielleicht muss man manchmal nur dran glauben, und dann wird es wahr.“

Ich rede schon mit den drei Lieblingskuscheltieren meiner Kinder, denkt sich Papa und schüttelt leicht verduzt über sich den Kopf. Er dreht sich um und will grade die Tür schließen. Die Sonne scheint ins

Zimmer, und auf einmal glitzert es in allen Farben des Regenbogens. Und vielleicht – vielleicht glaubt ja auch Papa an all die Abenteuer. Irgendwo hatte sich ja schließlich wohl auch noch etwas Sternenstaub von letzter Nacht versteckt.

Julia Ebner, 11 Jahre

Der Glaube der Tiere

Eines Tages, in einer Nacht vor vielen Jahren im Wald der magischen Tiergemeinschaft, schliefen alle Einwohner des Waldes tief und fest. Doch plötzlich durchdrang ein lautes Dröhnen den dunklen Wald. „Was ist denn hier los?“, rief der Bär, der gerade verschlafen aus seiner Höhle kroch. Jetzt krabbelten auch die anderen Tiere aus ihren Verstecken. Sie drängten sich dicht aneinander, so dass ihnen wärmer wurde und lauschten gebannt dem geheimnisvollen Dröhnen.

Der alte Elch flüsterte mit aufgebracht Stimme: „Ich glaube, es hat uns ein Unglück erwischt. Die Holzfäller haben unseren versteckten Wald gefunden.“ Die alte Däxsin ergriff das Wort: „Wir müssen einfach an uns glauben und zusammenhalten, so können wir das miteinander schaffen.“ Aber die anderen redeten schon laut durcheinander, so dass sie die bedeutenden Worte der alten Däxsin nicht beachtetten. Nur das kleine Fuchsmädchen Mara, prägte sich den Satz ein und überlegte die ganze Nacht. Sie war eine schlaue Füchsin und wusste, sie muss den anderen das klarmachen. Schon am nächsten Tag standen alle Tiere früh auf, um sich anzusehen, was die Waldarbeiter angeordnet hatten und sie versammelten sich an der Stelle, wo die Bäume gefällt wurden. „Oh nein, genau an unserer Badestelle, es gibt keine schönere Quelle zum Baden als hier!“, rief der eigentlich immer fröhliche Spatz. Auch die Wölfin hatte ein Problem: „Wie soll ich denn jetzt das Geschirr abwaschen?“ Die Tiere fanden alle ein Problem wegen der Holzfäller. Da nahm das kleine Fuchsmädchen ihren ganzen Mut zusammen und stellte sich auf den größten Baumstumpf, holte tief Luft und sprach mit lauten Worten: „Es hilft nichts, dass wir bloß jammern, wenn wir wollen, dass sich was ändert, müssen wir etwas unternehmen und zwar alle zusammen.“ „Wie sollen wir das schaffen, die Menschen sind viel stärker und mächtiger als wir“, erklärte die Eule. „Wenn wir an

uns glauben und alle den Mut und die Entschlossenheit dazu haben, schaffen wir das“, antwortete die kleine Mara mutig. Jetzt waren alle überzeugt, dass sie das können. Schon am nächsten Tag trafen sich die Waldbewohner unter der alten Buche und schmiedeten einen genialen Plan. Das Großartige war, dass sich alle verstanden und zusammenarbeiteten. Es gab keinen Chef, jeder war frei und durfte seine Ideen sagen, weil nur so schafft man es. Am Mittag waren sie fertig mit ihrer Idee. Sie hatten einen schönen Ort im Wald ausgewählt und die Eule zeichnete ihn ab. Dieses Bild legten sie auf die gefällten Baumstämme, so dass die Waldarbeiter es sofort entdecken würden. Dazu hat die Maus Käseplätzchen gemacht, die ausgezeichnet schmeckten. Morgens hörte das Wildschein bei seinem Morgenlauf plötzlich Stimmen und er schlich sich näher heran. „Na Hans, ist das nicht ein perfekter Ort?“, sagte ein junger Mann, der das Bild von den Tieren in den Händen hielt. Die Waldarbeiter verstanden, dass es hier viel zu schön war, um die Bäume zu fällen. Sie entschlossen sich eine andere Möglichkeit zu suchen. Alfred, das Wildschein lief los und weckte die Tiere.

Die Waldbewohner veranstalteten ein großes Fest. „Unser Wald ist gerettet und das alles wegen dir, Mara“, rief Herr Hirsch, der Waldbürgermeister und schaute das Fuchsmädchen an. Das Eichhörnchen Mathilda erklärte: „Von jetzt an, werden wir immer an uns glauben und wir werden nicht vergessen, dass wir niemals aufgeben sollen.“ Alle stimmten mit ein und von diesem Tag an meisterten die Tiere ihre Probleme gemeinsam. Sie vergaßen nicht, wie wichtig der Glaube ist.

Ali Haydar Karahan, 49 Jahre

Gesucht

Ich wusste, dass du schon immer da warst. Ich bin deinem Geheimnis auf die Spur gekommen. Lange habe ich danach gesucht. Gequält habe ich meinen Geist nach deinem heiligen Geist; nun bist du entblößt. Ich war in Synagogen, in Kirchen, in Moscheen, in Tempeln und Pyramiden – und habe dich gefunden, so nah.

Aber keine Sorge, ich werde dich nicht bloßstellen. Für diese meine Worte hätten sie mich in deinem Namen als Hexer verbrannt. Selbst ihnen warst du gnädig; du bist schon echt ein Teufelskerl.

Oh, habe ich das jetzt wirklich gesagt? Mögest du mir verzeihen – ich hätte beinahe gesagt: Aber ich weiß, er war der Prüfer, den du uns gesandt hast.

Warum hast du nur die Wahrheit so unzugänglich gemacht? Viele beten täglich und erleben von dir Rettung. „Insallah“, „Masallah“, „Amen“ und „Amin“ sagen sie. Sie haben dich gar nicht verstanden. Dabei wissen sie, dass du sie nach deinem Abbild geschaffen hast. Widersprechen sie sich nicht, wenn sie sagen, dass das Weib aus der Rippe von Adam geschaffen wurde? Oh, diese unerträglichen Erklärungsversuche, diese endlosen Reisen auf der Suche nach dir, diese Gebete, diese Sehnsüchte, diese Aliens und Ufos! Und diese unersättlichen, siebgleichen Egos. Vergeblicher Sisyphos. Stinkendes Moos.

Warum nur der Wein? Warum? Ich weiß warum: Dein Prüfer wollte uns als Zeugnis deiner Intelligenz so perfekt machen wie dich, aber du liebest dies nicht zu. Und warum diese unzählig vielen Sprachen? Du bist ein richtig Lustiger. Keine Sorge: Auch die, die dich als „Lotto-Gott“ sehen, werden eines Tages erkennen, dass du nicht würfelst.

Du wirst gesucht – tot oder lebendig. Ich weiß nicht, was geschehen würde, wenn ich dich ihnen übergeben würde. Wahrscheinlich wieder Verbrennung oder Kehlschnitt. Wie hältst du die nur aus?

Jeden Tag, jede Stunde und Sekunde sprichst du. Du versteckst dich in der Eins und Fünf und Sechs. In A und B, in Alf und Be. Du bist jung und alt, Weib und Mann; du passt nicht in diese unsere Welt hinein. Sieben Welten, die Sonne, der Mond, dein Antlitz, das Schicksalsrad, zwei Seen, verletzlich, Vagant – Ayat für Ayat, Vers für Vers. Weltenseele mit täglichem Update und Schluckauf.

Silberne Donaunixen, deine Töchter; die Kehlen voll leiser Gesänge, Harfenseide, Rosshaar. Buddhas sanfter Bart, Osiris' Gewand und Iris, Abdal Dai, Ahura und Mazda, Pfeil und Bogen, ewig und Spiegel – heute Allah, morgen Gott.

Ich habe dich gesucht, du fandst mich. Rumi sagte es mir:

„Was du suchst, sucht dich.“

Lina Lutz, 12 Jahre

Ilwania – Das Land der Träume

Die winzigen Gestalten kamen immer weiter auf sie zu, sie schrie auf, taumelte zurück und rutschte auf einem glatten Stein aus. „Jetzt ist es aus“, dachte sie. Ariadne schreckte hoch, sie war schweißgebadet und zitterte am ganzen Körper. „Nur ein Traum, es war nur ein Traum!“, wiederholte sie immer wieder. Die ersten Sonnenstrahlen fielen durch einen Spalt in ihrem Vorhang auf das Fußende ihres Bettes. Ariadne warf einen Blick auf ihren Wecker, es war 6:45 Uhr, heute war der letzte Schultag, danach: sechs Wochen Sommerferien. Doch Ariadne hätte lieber Schule gehabt, denn am Anfang der Ferien würde ihre Mutter sie auf irgendeine Mutter-Kind-Freizeit schleppen und danach musste sie in ein Mathe-Camp! Zwei ganze, lange Wochen! Außerdem sollte der Großteil ihrer Klasse mitkommen!

Ariadne hatte nie viele Freundinnen gehabt – okay ihr Name war vielleicht ein wenig veraltet – aber das war ja noch lange kein Grund, ihr bei jeder Gelegenheit aus dem Weg zu gehen. Ihre Familie hatte eben eine Vorliebe für altgriechische Namen, ihre Mutter hieß Pandora und ihre kleine Schwester Artemis. Ariadne, die Heiligste. Aber eigentlich war Ariadne sowieso eine Einzelgängerin.

Packen, sie hasste packen. Aber morgen schon ging es los zur Mutter-Kind-Freizeit am Bodensee. Ariadne stand ratlos vor ihrem Schrank und griff wahllos ein paar T-Shirts heraus. „Vielleicht wäre ein bisschen frische Luft gut!“, rief ihre Mutter von unten, „du könntest mal wieder in den Wald gehen, da warst du schon lange nicht mehr!“

Hinter dem Mietshaus, in dem sie wohnten, stand ein Grüppchen Bäume und darin ein alter, verlassener Bauwagen, bei dem sie früher oft gespielt hatte. Langsam stand Ariadne auf, schlurfte die Treppe hinunter und den Gang entlang, schlüpfte in ihre himmelblaue Seidenjacke und schloss die Tür hinter sich.

Ein Duft von frischem Moos und Blumen lag in der Luft, die Vögel sangen ihr ein wunderschönes, vielstimmiges Konzert. Das Amulett, das sie um den Hals trug, schaukelte beim Gehen munter hin und her und Ariadne setzte sich ins weiche Moos und lehnte den Kopf gegen den dicken Stamm einer großen Eiche, dem einzigen Laubbaum im Wald.

Die Tür des alten Bauwagens ließ sich nur schwer und knarzend öffnen. Als Ariadne sie aufschob, kam ihr eine Stauwolke entgegen und sie musste husten. Drinnen sah es noch fast genauso aus wie beim letzten Mal, als sie da gewesen war, nur dass alles jetzt mit einer dicken Staubschicht überzogen war. Der alte Sessel, das Bücherregal, einige andere kaputte Möbel und jede Menge Kleinkram und Sachen, die niemand mehr brauchte.

Ariadne ging wieder nach draußen und kletterte auf eine alte Fichte direkt vor der Tür. Sie machte es sich in der Baumkrone gemütlich und legte den Kopf gegen einen Ast. Mit den Fingerspitzen fuhr sie die Einkerbungen in ihrem Amulett nach: eine Blume mit kunstvoll verzierten Blütenblättern. Plötzlich spürte Ariadne Wärme aus dem flachen Stein in ihre Hand fließen und diese Wärme breitete sich in ihrem ganzen Körper aus. Irgendwie kam ihr dieses Gefühl bekannt vor. Sie sah auf das Amulett herab und bemerkte, dass es bläulich zu schimmern begonnen hatte und nun auch blaue Funken sprühte. Ein Funke landete auf einem Ast vor ihr und Ariadne sah zu, wie er wuchs und wuchs und plötzlich zog er sie an, ja die Kugel, die entstanden war, saugte sie geradezu ein! Ariadne war nur noch wenige Zentimeter entfernt, als sie merkte, dass nicht direkt sie angezogen wurde, sondern das blau schimmernde Amulett um ihren Hals! Der Ball riss vor ihren Augen auf und sie wurde mitten hineingezogen! Sie schrie auf, doch ihr Schrei verlor sich im Durcheinander. Dann hörte alles auf, sie hörte nichts mehr, roch nichts mehr, sah nichts mehr und spürte nichts mehr.

Vögel zwitscherten, Insekten summten und brummten, ein frischer Duft von Gras und Blumen lag in der Luft. Der Boden unter ihr war weich und gemütlich. Ariadne schlug die Augen auf. Über sich sah sie einen blank geputzten, tiefblauen Himmel. Ein Milan zog seine Kreise und Ariadnes Herz machte einen Sprung. Sie setzte sich auf und blickte sich um. Sie stellte fest, dass sie sich auf einer leicht ansteigenden Blumenwiese unterhalb eines Waldes befand, ein Stück weiter unten plätscherte ein Bach. Was war passiert?

„Wie bin ich hier hingekommen?“, fragte sie sich. Sie tastete nach ihrem Amulett, doch es hing nicht mehr um ihren Hals. Sie fand die Kette neben sich im Gras, das blaue Leuchten war verschwunden. Hatte sie sich das alles nur eingebildet? Träumte sie? Die Kette hatte sie vor einigen Jahren von ihrem Vater bekommen, kurz bevor er bei einer Geschäftsreise spurlos verschwunden war. Langsam stand sie auf und ging zu dem Bach hinunter. Das Wasser war klar und kühl. Vorsichtig probierte sie ein paar Schlucke – es schmeckte köstlich erfrischend. Sie ging ein Stück den Bach entlang, bis sie zu einer großen Eiche kam, dort setzte sie sich in den kühlen Schatten, legte den Kopf gegen den Stamm und schloss die Augen.

Ariadne schreckte hoch. War sie etwa eingeschlafen? Sie stand auf und lief den Bach weiter flussaufwärts entlang.

Die Landschaft wurde immer hügeliger und am Horizont stachen hohe Bergspitzen in den Himmel. Den ganzen Nachmittag lief sie den Fluss entlang über Hügel und Felder und sie merkte erst später, dass um sie herum jetzt Felsbrocken lagen, die größer waren als sie. Die Sonne war schon fast untergegangen und sie stieg auf einen Felsen, schirmte das Licht mit der Hand ab und sah sich um. In der Richtung, aus der Ariadne gekommen war, sah sie die bunten Wiesen und den Wald. Vor ihr lagen nun die Berge und zwischen ihr und den Bergen befand sich ein Meer aus zerklüfteten, verstreut herumliegenden Felsen.

Ariadne richtete gerade ihren Blick auf eine markante Felswand, als ihr etwas ins Auge stach. Sie sah genauer hin und erkannte drei Kinder, die dort unter einem Felsvorsprung saßen. Ihr Herz machte einen Hüpfer.

Konnte sie ihnen vertrauen? Sie hatte keine Ahnung, wo sie hier war und wie sie hierhergekommen war, vielleicht konnten ihr die Kinder ja helfen? Mutig lief Ariadne auf sie zu und als die beiden Mädchen und der Junge sie entdeckten, steckten sie die Köpfe zusammen.

„Ist sie das?“, raunte das eine Mädchen. „Ne, glaub ich nicht“, bemerkte der Junge. „Doch bestimmt, das ist sie!“ Das größere Mädchen stand auf und kam auf Ariadne zu. Sie hatte schulterlange braune Haare, himmelblaue Augen und sah sehr nett aus.

„Äh hallo...“, sagte sie schüchtern, als sie direkt vor Ariadne stand, „ich bin Perla, und du?“ „Ariadne“, sagte Ariadne und ergänzte, „komischer Name, ich weiß.“ „Ich find ihn schön! Das da drüben sind übrigens Kiran und Ari, Ari ist meine kleine Schwester- ziemlich nervig, glaub mir! Du kannst dich zu uns setzen, dann erklären wir dir alles!“

Ariadne war verwirrt. Was wussten die Kinder über sie und was wollten sie ihr erklären? Zögerlich folgte sie Perla zu der Felskuppe, auf der ein blonder Junge und ein kleines Mädchen mit zwei Zöpfen saßen.

„Ahoi!“, meinte der Junge, der Kiran hieß, „bist du Ariadne?“ Ein Grinsen breitete sich auf Aris Gesicht aus, als Ariadne nickte.

„Also, es ist so“, begann Perla zu erzählen und wirkte auf einmal sehr ernst und traurig, „wir sind hier in Ilwania, dem Land der Träume. Wir haben auf dich gewartet, weil unser Land dem Untergang geweiht ist. Du bist die Einzige, die uns noch retten kann!“

„Ich? Aber wieso denn bitte ich?“, fragte Ariadne perplex. „Du bist dafür bestimmt und jetzt bist du endlich da, gerade noch rechtzeitig, um Ilwania zu retten!“, rief Perla und ihre Stimme machte einen Hüpfer.

„Unser Vorsteher Onkel Anduin konnte durch seine magische Uhr sehen, dass du die Grenze zwischen den Welten überschritten hast und er hat uns geschickt, um dich abzuholen, dir alles zu erklären und dich ins Dorf zu bringen, dort spricht er mit dir“, warf Kiran ein. „Komm

mit, unser Dorf liegt direkt hinter uns, man muss nur um den Felsen herum!“, rief Ari aufgeregt und so machten sie sich auf den Weg.

Die Sonne war gänzlich hinter dem Wald verschwunden, als die vier das Dorf erreichten, dünne Nebelschwaden krochen hinter ihnen her. „Heute Nacht schläfst du bei uns und morgen früh sprichst du mit Onkel Anduin“, sagte Perla und führte sie zwischen den kleinen Hütten hindurch, es waren Jurten, die mit Schilf verkleidet waren. Vor einer Jurte, nah an einem Baumgrüppchen, blieben sie stehen und verabschiedeten sich von Kiran, der in die Dunkelheit verschwand.

Ariadne trat hinter Perla und Ari durch die Tür. Im einzigen Raum befanden sich an der Hinterwand ein Hochbett, ein Schrank und ein Waschbecken, in der Mitte stand ein niedriger Tisch mit einer Vase schöner violetter Blümchen.

„Hier es gibt geschmorte Efeupilze mit frischen Bergbeeren!“, lud Perla sie an den Tisch ein. Erst jetzt spürte Ariadne, dass sie total ausgehungert war. Hungrig setzten sie sich auf den Boden um den Tisch und begannen zu essen. Es schmeckte köstlich nach Wald und Sommer und Ariadne fragte sich, ob sie schon einmal etwas so Gutes gegessen hatte. Dazu gab es frische Minzlimonade.

„Sind eure Eltern nicht hier?“, fragte Ariadne. „Doch, die schlafen direkt neben uns. Das hier ist unsere Schlafjurte“, sagte Ari.

„Es ist schon spät und morgen sollten wir ausgeschlafen sein“, fügte Perla hinzu und stand auf. Hinter dem Bett zauberte sie eine weitere Matratze hervor und legte sie auf den Boden vor ihr Bett. Aus dem Schrank holte sie noch eine Decke und ein Kissen und legte sie auf die Matratze. „Na dann, gute Nacht!“, sagte sie, „schlaf gut!“

Ari kletterte in ihr Bett und auch Perla kuschelte sich in ihre Decke. Ariadne zog ihre Jacke aus und ließ sich in die Kissen fallen, gemütlich. Da merkte sie, wie müde und geschafft sie war, sie machte sich Sorgen um Ilwania und fragte sich, was sie wohl tun konnte, um das Land der Träume zu retten, ausgerechnet sie! Doch bevor sie weiter darüber nachdenken konnte, war sie schon eingeschlafen.

Laut prasselte der Regen gegen die große runde Fensterscheibe in der Mitte des Daches und Ariadne konnte durch die Nebelschleier das erste Morgengrauen erkennen. „Guten Morgen!“, rief eine Jungenstimme, „es gibt Pancakes!“ Ariadne setzte sich auf, Kiran war zum Frühstück gekommen und saß jetzt mit Perla am Tisch. „Morgen“, sagte Ariadne verschlafen, „wo ist Ari?“ „Sie spielt schon“.

„Steht ihr hier immer so früh auf?“, fragte Ariadne als sie etwas später immer noch verschlafen am Tisch saß. „Ich bin eigentlich Langschläferin, aber er halt nicht!“, mit dem Daumen voller Erdbeermarmelade deutete Perla auf Kiran, der schräg grinste. „In zehn Minuten erwartet Anduin dich“, fügte Perla hinzu. Ariadne stopfte noch zwei Pancakes in sich hinein und stand auf. „Kommt ihr mit?“ „Wir bringen dich hin, aber dann müssen wir bei der Feldarbeit helfen“, antwortete Perla.

Fünf Minuten später standen sie vor einer Tür, in die die gleiche Blume eingraviert war wie in Ariadnes Amulett! Kiran klopfte an und von drinnen war eine leise Stimme zu hören: „Herein!“ Kiran öffnete die Tür und sie traten in einen schummrigen Raum. „Willkommen, meine lieben Freunde! Ariadne, setz dich doch zu mir.“ Die Stimme kam aus dem hinteren Teil des Raumes. „Oh, schon so spät, wir müssen los“, sagte Perla und zog Kiran mit sich durch die Tür nach draußen.

Ariadne setzte sich vorsichtig auf einen Hocker, der gegenüber von einem alten Mann mit grauen Haaren und Bart stand. „Hallo“, sagte sie schüchtern. Der alte Mann sah sie mit freundlichen hellgrauen Augen an: „Weißt du noch, was dein Vater immer gesagt hat?“ Ariadne musste nicht lange überlegen: „Glaube immer an dich, egal was passiert.“ „Ganz genau!“

„Aber was hat das hiermit zu tun? Und woher wissen Sie das überhaupt?“ „Nun, ich kannte deinen Vater sehr gut. Früher stand er immer an unserer Seite, doch nun ...“, Anduins Stimme wurde leiser, „du musst wissen, Ilwania lebt von der Magie und dem Glauben selbst. Die Magie geht von einer magischen Blume aus, die im Herzen des Landes blüht.“

Wenn mit der Blume etwas nicht stimmt, funktioniert der Kreislauf nicht mehr und alles gerät durcheinander. Nun wurde vor einiger Zeit ein Blütenblatt von den Flunkers, dem bösen Volk aus dem Schattenland, gestohlen. Die böse Kraft ist stärker denn je und das Land verwelkt langsam. Du bist die Einzige, die uns retten kann. Denn du bist dafür bestimmt! Außerdem kann es sein, dass du deinen Vater noch retten kannst. Auch er wurde vor einigen Jahren von den Flunkers entführt. Also: Traust du es dir zu, das Blütenblatt zurück zu holen?“ „Ähm, ich denke schon. Aber wie soll ich das machen?“

„Das Land der Schatten, in dem die bösen Flunkers zuhause sind, liegt ein paar Tagesreisen südwestlich des Dorfes. Dort halten sie wahrscheinlich auch ihre Raubschätze versteckt. Du musst dort hingelangen und dann sehen, was du zu tun hast. Und denke immer an eines, das größte Gesetz von Ilwania: Glaub an dich, egal was passiert!“

Am nächsten Morgen brachen Perla, Kiran und Ariadne im Morgengrauen auf. Die zwei Freunde hatten sich entschieden mitzukommen. Ariadne war noch zu klein, ihre Eltern hatten nicht erlaubt, dass sie mitkam. Die drei Kinder gingen den Weg zurück, den Ariadne auch gekommen war, um die Felskuppe herum, durch das Felsenmeer, wo der Nebel gruselig die Sicht verdeckte. Mehrere Tage waren sie unterwegs, sie schliefen in Höhlen und unter Bäumen, bis sie vor sich die dunklen Schleier des Schattenlandes sahen. Langsam gingen sie weiter, bis sie zu einer steilen Felswand kamen. Es war kalt geworden und Ariadne merkte, wie sich ihr die Haare im Nacken aufstellten.

„Da geht ein Weg hoch“, stellte Kiran fest. Als sie den steilen Felsenpfad bezwungen hatten, standen sie auf einem felsigen Absatz vor einer großen Höhle. „Da! Ich glaube, das sind die Flunkers, von denen Onkel Anduin erzählt hat“, flüsterte Perla. Die Schattenwesen, die sich im Inneren der Höhle tummelten, hatten die Kinder noch nicht bemerkt. Doch da trat Kiran versehentlich auf einen losen Stein, welcher mit einem lauten Poltern den Weg nach unten sprang. Alle Gesichter wandten sich ihnen zu und starrten sie an. Es waren die Wesen aus ihrem Traum! Ariadne war sich ganz sicher.

Die winzigen Gestalten kamen immer weiter auf die Kinder zu, Ariadne schrie auf, taumelte zurück und rutschte auf einem glatten Stein aus. „Jetzt ist es aus“, dachte sie. Da erinnerte sie sich an das, was Anduin gesagt und ihr Vater ihr so oft eingepreßt hatte: Glaub an dich, egal was passiert!

Sie rappelte sich auf, trat einen Schritt nach vorne und sah dem Anführer der Flunkers direkt in die Augen. Es waren schöne Augen, grün wie ihre eigenen. Sie leuchteten wach und passten gar nicht zu der sonst so grässlichen Gestalt. Plötzlich hatte Ariadne einen Gedanken, der ihr absurd vorkam, aber auf eigentümliche Weise wusste sie, dass er stimmte: Diese Wesen waren gar nicht böse, sie waren nur durch die Schleier des Schattenlandes und die Grausamkeit dieses Ortes aller guten Gefühle beraubt!

„Was ist mit euch passiert?“, sprach sie den Anführer an. Der Flunker sah sie erst böse an, dann wurden seine Gesichtszüge weich. „Es ist zu spät für uns“, sagte er mit krächzender Stimme. Und dann geschah alles gleichzeitig: Die Nebelschwaden lichteten sich, aus der Höhle drang ein helles Strahlen nach draußen und die Flunkers zerfielen vor ihren Augen zu Staub und Asche. „Wow! Ich glaube es nicht!“, entfuhr es Perla, „Ich glaub meine Schweinchen quietschen!“, kam es von Kiran.

Langsam betraten die Kinder die Höhle und folgten dem Licht, tiefer und tiefer hinein. Sie kamen an Verliesen und Kerkern vorbei und vor einem blieb Ariadne plötzlich stehen. Sie linste durch die Gitterstäbe und sah eine dunkle Gestalt an der Wand lehnen.

„Papa?“, flüsterte sie ungläubig. „Ariadne?“, antwortete eine zögerliche Stimme. „Ja, ich bin es! Weißt du wo der Schlüssel ist? Dann können wir dich befreien!“ „Der Schlüssel hängt da drüben an der Wand“, antwortete ihr Vater mit einer Stimme, der man anhörte, dass sie lange nicht mehr gebraucht worden war. Ein paar Augenblicke später knarzte die Tür des Verlieses in den Angeln und Ariadne stürzte hinein und in die Arme ihres Vaters.

„Papa, Papa“, schluchzte sie immer wieder. „Ariadne, mein Kind“, seufzte ihr Vater und hielt sie fest umarmt. „Wir müssen das Blütenblatt finden!“, sagte Ariadne nach einer Weile bestimmt und löste sich aus der Umarmung.

Immer weiter folgten die vier dem Lichtstrahl, der mit jedem Schritt heller wurde. Am Ende des Ganges stand ein kleiner Käfig, etwa einen halben Meter hoch, in dem ein hellrosafarbenes tellergroßes feines Blütenblatt lag. Ariadne griff nach dem Käfig und rief triumphierend aus: „Das ist es, das Blütenblatt! Nichts wie raus hier!“

Als die vier wieder im Dorf ankamen, gab es ein großes Freudenfest, mit den besten Speisen, die Ilwania zu bieten hatte. Bis tief in die Nacht dauerte die Feier, es wurde getanzt, gelacht und gesungen und um Mitternacht gab es ein großes Spektakel: die Feuerspringer, eine der berühmtesten und besten Tanzgruppen Ilwanias, waren gerufen worden und gaben ihre Show zum Besten. Die sieben Feen beschworen Feuerbälle herauf, mit denen sie jonglierten, sie schlugen Saltos durch brennende Reifen und malten mit Fackeln wunderschöne Bilder in die Luft. Ariadne und ihr Vater waren dann noch einige Tage im Dorf geblieben und standen nun mit Perla, Kiran, Anduin und Ari an einer Klippe über einem Wald, hier befand sich ein öffentlicher Durchgang zwischen den Welten.

Kiran, der sich gut mit der Geschichte Ilwanias auskannte, hatte Ariadne erklärt, dass man Dinge, die aus Ilwania stammten, zu sogenannten Schlüsseln machen konnte, das funktionierte dann aber nur zu einer bestimmten Zeit und war unheimlich kompliziert. So war es mit ihrem Amulett gewesen. Doch mit einem öffentlichen Durchgang war das viel einfacher. „Und wir sollen da ernsthaft runterspringen?“, fragte Ariadne zum wiederholten Mal. „Lass dich einfach fallen!“, versicherte ihr Anduin, „dir kann nichts passieren!“

Wenig später, als sie sich von allen verabschiedet hatten, standen Ariadne und ihr Vater an der Kante zum Abgrund. Sie hielt seine Hand ganz fest, leise zählten sie bis drei und dann sprangen sie. Aber sie

fielen nicht weit, denn kurz nach dem Sprung wurden sie in einen bunten Strudel gezogen, Ariadne hatte wieder dieses Gefühl, welches ihr so bekannt war. Und dann landeten sie auf einer Lichtung im Wald direkt hinter dem alten Bauwagen. Im Westen ging die Sonne unter und der Mond stand schon am Himmel. Es roch nach frischem Gras und irgendwo grillte jemand, die Vögel sangen ihr Abendlied und im Gebüsch raschelte es.

Als sie mit ihrem Vater die Wohnung betrat, kam ihr ihre Mutter entgegengerannt. „Aria...“, sie brach ab, als sie sah, wer da in der Tür stand. Ariadne fiel ihrer Mutter um den Hals und auch ihr Vater gesellte sich dazu. „Wie lange war ich weg?“, nusichelte Ariadne in das T-Shirt ihrer Mutter. „Fünf Stunden, sechzehn Minuten und vierunddreißig Sekunden, also so ungefähr“, schluchzte ihre Mutter. Auch wenn Ariadne gerade wenig Luft bekam und gar nichts mehr verstand, wusste sie eines: ihr Leben würde sich verändern und ihr Leben hatte sich schon verändert und es würde nie aufhören sich zu verändern, das wusste sie jetzt. Sie lebte jetzt in zwei Welten und sie wusste nicht, was auf sie zukam, aber sie würde damit klarkommen, denn Ariadne Ilwa glaubte an sich, egal was passierte.

Jona Valentin Rose, 11 Jahre

Liebe

Die Menschenmasse zog wie ein Strom von Ameisen vor sich hin. Alle hatten etwas zu tun. Bestimmt würde dieser Tag heute wieder ein so langweiliger werden, wie er es in der Vergangenheit immer und immer wieder gewesen war. Warum gab es sie – diese Tage, diese Zeiten, die wie Widerhaken miteinander zusammenhingen? Was sollte man mit ihnen anfangen? Doch dann, nach wochenlanger Langeweile, kamen sie auf, diese Fälle. Irgendein Dieb nutzte die Menschenmenge aus, indem er ganz unbemerkt seine Hand in eines der Regale der Kaufhausgeschäfte steckte und wie ein kleines Staubkorn, das versehentlich in das Gedränge geweht worden war, wieder verschwand und dann – ohne die kleinste Vorwarnung – von mir geschnappt wurde.

In diese Gedanken vertieft, begann ich meinen Arbeitstag.

Voller Selbstsicherheit streckte ich meinen Brustkorb nach vorne und zog eine Miene, als würde ich der größte Kaufhausdetektiv aller Zeiten sein. Erfüllt von Stolz ließ mein Gehirn noch einmal die vielen Erinnerungen von früher aufblitzen, als ich Verbrecher am Kragen gepackt und ihnen meinen DU-BIST-VERLOREN-Blick präsentiert hatte. In der Vergangenheit schwelgend, ließ ich meinen Blick über das Chaos vor mir schweifen. Und da, unglaublich – vor mir ließ sich ein kleiner Junge in tief dunkelblauer Hose und roter Weste torkelnd gegen eine vornehme Frau in weißem Kleid, das mit rosa Blümchen geschmückt war, taumeln. Fast unmerklich flutschten Daumen und Zeigefinger des Jungen in die Handtasche der Frau und zogen eine stilvolle Brieftasche heraus. Gespielt stolperte er zurück und wankte gegen ihren Ehemann, der einen exquisiten schwarzen Mantel, aus dem ein hellbraunes Portemonnaie herauslugte, trug. Elegant taten die gleichen Finger dasselbe und nun, nachdem er glorreich abgestaubt hatte, trat ein entschuldigend zaghafter Gesichtsausdruck in sein Äußeres.

„Oh verzeihen Sie mir bitte, meine Herrschaften, ich bin immer noch müde von der gestrigen Nacht“, sprach der Junge in kultiviertem Ton. Üblicherweise beginnen Taschendiebe, nachdem sie zugeschlagen haben, ein langes Gespräch, so dass die andere Person jeglichen Zusammenstoß, welcher zuvor geschehen war, beinahe wieder vergaß. Doch dieser kleine Bengel da hatte sich wohl eine neue Strategie ausgedacht. Ohne seinen Opfern noch Zeit zu lassen, um ihm zu antworten, drehte er sich um und ging zielstrebig auf Jack's Toys zu. Versehentlich widmete ich meine Aufmerksamkeit dem Ehepaar, das dem anscheinend so höflichen Jungen verdutzte Blicke nachwarf, woraufhin die Frau ihrem Mann ihre gepflegte Hand hinhielt, um mit ihm ihr vornehmes Gespräch weiterführen zu können. Unaufhaltsam schoss mir ein Gedanke durch den Kopf: „Wo war der Junge hin?“. „Jack's Toys!“ – dorthin war er verschwunden. Meine Schritte waren durch jahrelange Verfolgungsjagden schon darin trainiert, über die zu glatt geschliffenen Marmorvierecke zu springen. Die Menschenmasse war voller Hindernisse, eilte man gerade an einer Gruppe laut gackender Jugendlicher vorbei, stand plötzlich eine dieser hässlichen, grauen Mülleimer im Weg. Kaum hatte ich mir meinen Weg nach draußen gebahnt, trat ich erleichtert über die Eingangsschwelle von Jack's Toys und blickte in das seltsam leere Geschäft. Mit Entsetzen traf mein Blick auf den Jungen, der einen Meter vor mir kniete und seinen Rucksack geöffnet hatte, in den er unzählige Spielzeugautos hinein räumte. Wütend wollte ich gerade meine Kaufhausdetektiv-Miene aufsetzen, da trafen sich mein und sein Blick. Ich vergaß alles um mich herum. Das konnte doch kein Dieb sein. Diese gutmütigen Augen, die die Farbe des Meeres hatten, konnten doch nichts von Bosheit haben. Unerwartet warf der Junge sich den Rucksack auf den Rücken, rempelte mich an und verschwand in der Menge. Schlagartig erinnerte ich mich wieder an meine Pflicht und lief ihm, so schnell ich konnte, hinterher. Gerade sah ich noch seinen abgewetzten Nike-Schuh verschwinden, da glitt beinahe unmerklich ein kleiner, weißer, zusammengeknüllter Zettel aus dem offenen Rucksack. Das Papier fiel wie eine weiße Taube

zu Boden. Ich wusste, auf diesem Zettel würde ich den Hinweis finden, um der Auflösung dieses Falls einen Schritt näher zu kommen und wie eine weiße Taube würde er Frieden und Gerechtigkeit bringen. Langsam, ganz langsam berührten meine Finger den Ausgangspunkt zu diesem mysteriösen Fall.

- 1. Rupertsbergermarkt**
- 2. Ringelkranzstraße 15-20**
- 3. Unter der Lichterbrücke**
- 4. Foringweg 8-12**
- 5. Auropstraße 24-29**

Was war das? Warum wurden diese Straßen genannt? Konzentriert kombinierte mein Gehirn die wahrscheinlichsten Möglichkeiten zusammen. Konnte es ein Fluchtweg sein? Kopfschüttelnd verwarf ich diese Idee, denn die Straßen folgten zum einen nicht aufeinander und zum anderen würde man nach einem derart kleinen Diebstahl keinen riesigen Fluchtplan austüfteln müssen. Schlagartig schoss mir ein Gedanke durch den Kopf. Wahrscheinlich befanden sich an jedem dieser Orte weitere Geschäfte, in denen der Junge sein übles Hobby ausüben konnte.

Wohlmöglich war dieser Zettel ein Hilfsmittel für seine böartigen Pläne und kein Hinweis, der mich der Auflösung dieses Falls näherbringen würde. Keine Friedenstaube, die Glück und Gerechtigkeit bringen würde. Ach nein – hier hatte ich mich wieder getäuscht. Nacheinander stolperte Stück für Stück eine neue Idee in meinen Kopf. Noch war diese zwar kaum in sich logisch, doch würde sie sich bestimmt entwickeln, wenn ich ihr erstmal eine Chance gegeben hatte. Momentan verstand ich nicht, wie das mit der Brücke und den Straßen zusammenhing, das mit dem Rupertsbergermarkt jedoch war mir schon klar.

„Wegen Bahnsteigreparatur-chrrrrrrrrrrk Verspätungen bei den Zügen S4, S1 und S7“ – die Verkehrsbetriebe waren wirklich verrückt. Erstens machten sie sich nicht einmal die Mühe, ihren ohnehin schon schrotti-gen Lautsprecher zu reparieren und zweitens kamen sie nicht ein ein-ziges Mal ohne Lügen durch. Dies wusste ich, denn als Detektiv hatte ich eine besondere App, mit der ich sehen konnte, welche Gleise wie oder wann gesperrt waren, was es wo und warum für Probleme auf den Schienen gab und welcher Zug wohin fuhr. Dass trotz dieser widri-gen Umstände das Gleis laut App „problemfrei“ war, ließ mich schmun-zeln – nur, weil sie zu wenige Mitarbeiter hatten, mussten sie lügen. Während ich meinen Blick schweifen und meine Gedanken ihren Weg gehen ließ, konnte ich nicht aufhören, über diesen seltsamen Jungen nachzudenken: Stahl er, weil er das Geld brauchte? Weil er den Ner-venkitzel mochte? Oder weil er – obwohl das sehr unwahrscheinlich war – für eine größere Gruppe arbeiten musste?

Ein lautes Quietschen, das mir fast die Ohren abfallen ließ, erschall-te – und darauffolgend ein schriller Schrei. Erschrocken schoss mein Blick zu der Geräuschquelle. Mein über Jahre geübter Reflex reagierte sofort: Ich musste helfen, es drohte Lebensgefahr! In diesem Moment, obwohl es kaum schlimmer werden konnte, fuhr auch noch der Zug ein. Ich wusste – mir blieben nur ein paar Sekunden.

Ich streifte gerade seine rote Weste, als er die Frau mit einem kräftigen Ruck aus den Schienen zog und sie sicher auf den Bahnsteig legte. Mein und sein Blick trafen sich. Für einen kurzen Moment nur sahen wir uns in die Augen. Die Welt schien in dieser Sekunde wie erstarrt. Augenblicke danach schnellten die Zugtüren auf, der Fahrer hatte von alledem nichts mitbekommen. Doch dann rüttelte der Junge an der Schulter der Frau und sie schlug die Augen auf. „Geschafft“, murmelte er. Dank meiner Ausbildung wusste ich, was man jetzt tun sollte:

„Erinnern Sie sich, was gerade passiert ist?“ die Frau nickte. „Gut, sie war noch bei Bewusstsein.“ dachte ich. Mit meiner ganzen Aufmerk-samkeit widmete ich mich ihr. „Wie sind Sie unter die Schienen ge-kommen?“ fragte ich. „D-d-da fuhr ein, glaube ich, betrunkenen Mann

mit einem E-Roller u-und ist einfach in mich hineingefahren.“ stotterte die Frau. „Gut. Haben Sie sich irgendwie wehgetan?“ drängte ich. „N-nein,“, antwortete sie, „dieser wunderbare Junge hat mich in letzter Sekunde vor dem einfahrenden Zug gerettet.“ Erleichtert atmete ich aus und hörte endlich die Polizeisirenen. Liebevoll half ich der Frau auf. Sie setzte sich auf einen der Bahnsteigplätze. Wahrscheinlich konnte ich mir gar nicht vorstellen wie geschockt sie war. Ich hörte Schritte und zwei Sanitäter stürmten herbei. In deren Blick las ich, dass sie dachten, hier wäre jemand schwer blutend verletzt. Doch trafen sie lediglich auf eine erschrockene Frau. Mit dem Wohlgefühl, dass ich etwas Gutes getan hatte, liefen meine nun selbstbewussten Schritte auf die Polizei zu. Sie würden mir dankbar sein. Den Jungen hatte mein Gehirn völlig vergessen. Selbstsicher griff meine Hand in meine Tasche, um mein Portemonnaie mit dem Detektivausweis herauszuholen. Komisch. Die Tasche war leer. „Ach wahrscheinlich in der anderen.“ dachte ich mir und griff schnell hinein. Meine Finger blieben zitternd in ihr stecken. Wo war mein Portemonnaie? Es war weg. Angsterfüllt blickte ich dem Polizisten in die Augen, wobei dieser mich finster ansah. „I-ich bin Zeuge, Detektiv, auf einer Fährte, Portemonnaie-loser und Bestohler. Hilfe! – äh nein, Sie brauchen meine Hilfe. Nein, wir beide ...“, stotterte ich. Ich wurde noch nie bestohlen. Das brachte mich völlig durcheinander. Anscheinend bemerkte der Polizist meinen Zustand. Er dachte, dass ich durch die Geschehnisse völlig überfordert war. Er nahm mich nicht ernst, sondern an, dass ich gerade ein bisschen verrückt war. Was ja in diesem Moment auch einigermaßen stimmte. „Jetzt setzen Sie sich erst einmal in einen Zug, der Sie nach Hause bringt“, sprach der Polizist, „und entspannen Sie sich.“ In meinem Gefühlschaos dachte ich, dass das eine gute Idee sei und tat es ohne Widerstand. Erleichtert sank ich auf den sonst immer zu harten S-Bahn-Sitz und schloss die Augen. Nur für einen Moment. Nur für einen kurzen Moment.

Unsanft wurde ich aus dem Schlaf gerissen. „Noch nicht, bitte. Noch ein bisschen.“ murmelte ich. „Stehen Sie auf, ENDSTATION!!!!“, schrie der Schaffner, „Ich habe FEIERABEND!!!!“.

Erschrocken schlug ich die Augen auf. Ich war eingeschlafen und hatte den Jungen laufen und seinen miesen Plan weiterführen lassen. Wie viel Uhr war es?

„Und wissen Sie, wen ich mitgebracht habe?“ fragte der Schaffner, jetzt in einem ruhigeren Ton. Er trat zur Seite. Ein Fahrkartenkontrolleur. Ich erstarrte, denn mein Portemonnaie war nicht mehr da. „Mir wurde mein Geldbeutel gestohlen.“ stotterte ich. „Ach ja, und wie soll ich Ihnen das glauben?“, drängte der Inspekteur. Nach einer Lösung suchend schaute ich dem Mann flehend in die Augen. „Und nicht einmal einen Personalausweis? Ich glaube, da müssen wir erst einmal ein längeres Gesprächchen beginnen.“, schimpfte der Kontrolleur. Nein, das ging nicht.

Ich brauchte die Chance, irgendwie, jetzt noch den Jungen zu erwischen. Meine Knie zitterten. Ich wusste, dass ich jetzt etwas Verbotenes tun musste. Mit meiner letzten Energie sprang ich auf und rannte aus der sperrangelweit offenen Zugtür. „HEY!“, brüllte der Schaffner, während der Fahrkartenkontrolleur mir schon hinterherlief. „Bleiben Sie gefälligst stehen!“. Meine Beine flogen über die Stufen nach unten, jetzt nach rechts, dann nur noch die Treppe hinauf. Meine Verfolger und mich trennten nur noch ein paar Meter Abstand zueinander. Endlich empfing mich wieder das Tageslicht mit sämtlicher, strahlender Sonne. Erschrocken hörte ich, wie der Schaffner und der Kontrolleur die erste Stufe nach oben nahmen, ich hatte keine Zeit mehr.

Rechts neben dem S-Bahneingang standen zwei schwarze Mülltonnen. In meiner Ausbildung wurde mir beigebracht, dass man Verstecke am besten direkt am Ausgang wählt – so tat ich es. Hinter den Mülltonnen roch es nach faulem Fisch, braunen Bananenschalen und stinkendem Plastikmüll. Der Kontrolleur hatte wahrgenommen, dass ich nach rechts abgebogen war und rannte selbstsicher in diese Richtung. Erschöpft hinkte der Schaffner hinterher. Er schien so kaputt zu sein, dass er –

ohne nachzudenken in die gleiche Richtung loshumpelte. „Kaum verwunderlich, wenn man den ganzen Tag nur rumsitzt“, befand ich. Ein klein wenig entspannter lief ich weiter – ich wollte einfach nur weg von dort. Mir war alles misslungen. Ich hatte den Jungen laufen lassen, hatte mich bestehlen lassen, mich strafbar gemacht und ich hatte keine Ahnung, wie viel Uhr es war. Ich war ein Detektiv, der seinen Dieb schon zweimal berührt und trotzdem immer wieder hat verschwinden lassen. In anderen Worten, ich hatte versagt. Die gestreuten Kieselsteine, die noch vom Winter auf dem ohnehin schon hässlichen Boden lagen, knirschten unter meinen Schuhen. Niedergeschlagen lief ich die Jans-Franz-Günther-Straße entlang. Die Dämmerung trat schon ein. Ich hatte die Fährte komplett verloren. Betreten sah ich dem Rauch zu, der aus einem der langweiligen, grauen Schornsteine schwebte. Er passte zu meiner Stimmung. Er war ein schwarzer Geist, wollte hoch hinaus, um Großes zu erreichen und verblasste dann doch, als hätte es ihn nie gegeben.

Mein Instinkt leitete mich durch die verlassensten Gassen. Sie muteten wie Hinterhöfe an, so versteckt und verwinkelt waren sie. In Gedanken versunken merkte ich nicht, wie kleine, beinahe unhörbare Schritte in der Nebengasse dahinglitten. Erst als ein blechernes Knallen und ein Katzenmiauen folgte, wurde ich aus meinen Grübeleien gerissen. Vorsichtig verlangsamte ich meine Schritte und kam zum Stehen. Es war still. Es war so still wie auf einem Elefantenfriedhof. Nur das leise Klackern meiner, wie ich jetzt dachte, viel zu eleganten Schuhe war zu hören.

Vorsichtig lugte ich hinter einer Mülltonne hervor. Im ersten Augenblick sah ich nichts. Doch im zweiten erblickte ich ein kleines Licht. Es war so schwach, dass es aussah, als wäre es der letzte leuchtende Stern des Universums. Meine Hände zitterten. Es war schon so dunkel, dass ich meine schwarzen Schuhe nicht mehr erkennen konnte. Und dann, dann wurde das Licht größer. Es wurde um einiges größer und ein muskulöser, stämmiger Mann stand vor mir. Er hatte einen wüsten, strubbeligen Bart, der aussah, als ob er schon seit Wochen nicht mehr

rasiert worden war. Ich bekam ein komisches Gefühl. Der Mann blickte mich verängstigt an. Ich verstand nicht, warum. Ich wollte ihm doch gar nichts Böses. Dann, urplötzlich, erkannte ich auch etwas Wut in seinen Gesichtsausdruck. Für mich fühlte es sich verwirrend an. „Was willst du hier?“, platzte es aufgebracht aus ihm heraus. „Ich wollte nach Hause gehen.“, stotterte ich.

„Ach ja, zu Fuß, durch diese verlassen Gassen?“, erwiderte er. Unerwartet erwischte ich mich selbst dabei, wie ich mich vor diesem unheimlichen Kerl kleinmachte. Ich konnte doch nicht einfach nur vor mich hinblicken und mich ducken, oh nein. „Sie wohnen hier illegal hinter einer alten Blechscheibe!“, sagte ich mit meiner schon über viele Jahre geschulten Stimme, die ich immer für frisch geschnappte Kleinverbrecher einsetzte. „Was fällt Ihnen eigentlich ein?“, polterte ich meine hoffentlich eindrucksvolle Rede fort, „Ich könnte Sie anzeigen. Und das wissen Sie ganz genau!“. Es herrschte Stille. Der Mann traute sich plötzlich nicht mehr, weiterzureden. Eigentlich hatte ich das ja gar nicht so böse gemeint, ich wollte mir nur meinen sehnlichst verdienten Respekt verschaffen. „Meinen Sie das wirklich ernst?“, fragte er plötzlich in einem ganz anderen Tonfall. Er war auf irgendeine Weise zart und hörte sich nach Zitronenkuchen an, der ganz leicht, und ohne großes Aufsehen, von seinem Tablet hinunter huschte. Vorsichtig dachte ich über die Worte des Mannes nach. Einerseits fand ich es schön, ihm gegenüber solch hohen Rang zu haben. Doch andererseits merkte ich, dass ich ihm nicht gutgetan hatte. So antwortete ich mit verlegener Stimme: „Na ja, ich will ja jetzt nicht dem gesetzlichen Recht widersprechen, aber so hatte ich das nun doch nicht gemeint.“ Plötzlich trat etwas auch Freundschaftliches in seine Augen. „Danke“, sagte er und lächelte mich dabei brüderlich an.

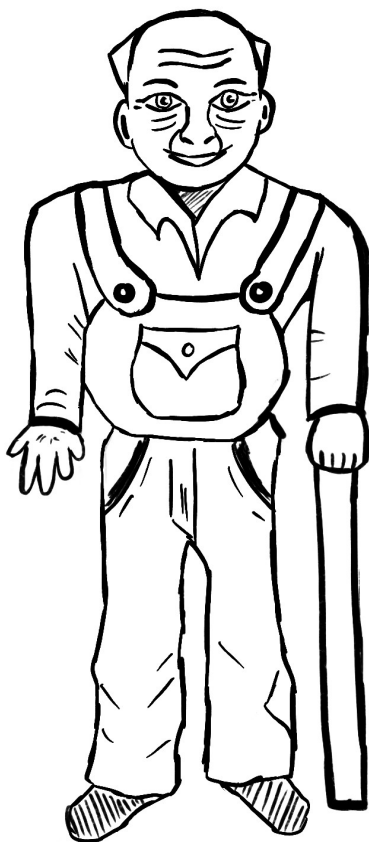
Eine Weile blieben wir voreinander stehen – sahen uns nur an. Dann aber stammelte ich: „Ähm, also ich würde, wenn es keine Umstände macht, jetzt mal nach Hause gehen.“ In Gedanken versunken nickte der Mann. Ich wollte mich gerade umdrehen, da verspürte ich ein Gefühl. Es war jenes Gefühl, das ich schon so oft bemerkt hatte, wenn

etwas in der Luft schwirrte, was eine neue Fährte oder eine interessante Spur sein konnte. Langsam liefen meine Schritte los. Sie taten so, als ob sie schon jetzt nach Hause gehen wollten. Ich bog um die Ecke – und war für den Mann nicht mehr erkennbar. Auch nicht für den Jungen in roter Weste, von dem ich noch nicht wusste, dass er anwesend war. Meine Gedanken schweiften durch meine Erinnerungen. Manchmal lag ich falsch und meine Fährte war nicht richtig. Doch meistens konnte ich meinem Gefühl Glauben schenken, hatte recht und konnte viele Kleinverbrecher schnappen. Also drehte ich mich noch einmal um. Ich entdeckte zwei perfekt geschaffene, graue Mülltonnen, vorsichtig versteckte ich mich hinter ihnen. Ich konnte gerade noch um die Ecke sehen. Der Mann setzte sich und rief: „Willst du nicht rauskommen, Felix? Hier ist es viel schöner.“ „Ok.“, ertönte die Stimme des Jungen, von dem ich nun wusste, dass er Felix hieß. Ich traute meinen Augen kaum. Tatsächlich kam er hervor. Er trug das hellbraune Portemonnaie in den Händen, das von dem Mann im Kaufhaus, den er bestohlen hatte, stammte. „Guck mal, was ich dir mitgebracht habe. Dieses Mal habe ich mir besonders viel Mühe gegeben. Eine Zeit lang hatte ich sogar das Gefühl, dass ich verfolgt werde, doch dies verging dann wieder.“ Gerade wollte ich aufspringen und rufen: „Tja Felix, das wirst du tatsächlich immer noch!“ Doch als ich mich gerade erheben wollte, entdeckte ich ein kleines Straßenschild. Es war dreckig und verrußt. Vorsichtig versuchte ich die verwitterten Buchstaben zu entziffern. „Auro, Aurop, Auropstraße“ stand darauf. Meine Gedanken rasten. Ich erinnerte mich an den Zettel, der dem Jungen aus dem Rucksack gefallen war. „3. Unter der Lichterbrücke, 4. Foringweg 8-12, 5. Auropstraße 24-29“. Eine Zeit lang starrte ich nur vor mich hin, doch dann kam wieder Bewegung in meinen Körper. Mein Blick schweifte zu der Hausnummer der Straße, auf die ich blickte. 26 stand da. Das hier war die fünfte Station auf dem Zettel des Jungen. Nun ergab vieles Sinn. Langsam widmete ich meine Aufmerksamkeit wieder dem Mann und seinem Begleiter. In diesem Moment war Felix dabei, ihm das hellbraune Portemonnaie in die Hand zu drücken.

„Hier.“, sagte er. Dankend nahm der alte Mann das kostbare Geschenk an und öffnete es. Unzählige 50€-Scheine kamen zum Vorschein. „So,“ begann der Junge, „jetzt hast du hoffentlich genug Geld für die kommenden Monate. Verschwende es nicht, sondern wende es gut an.“ Ich fühlte mich wie im Koma. Die ganze Zeit über hatte ich jemanden verfolgt, der mehr als ich im Recht war. Alle Gedanken, die mich umhüllten hatten, brachen plötzlich in sich zusammen. Mein ganzes Leben lang hatte ich daran festgehalten, dass, was im Gesetzbuch – was schwarz auf weiß geschrieben stand – richtig war. Seit ich leben und denken kann, habe ich jede Minute meines Seins dem Dienst für den Staat und den vielen hochgradigen Organisationen und Behörden gewidmet. Nie, nie in meinem Leben hätte ich mir träumen lassen, zu erfahren was mir gerade widerfuhr. Alles – die ganze Konstruktion meines eigenen Selbst – fiel auf eine Weise in sich zusammen. Ich fühlte die Schwärze hinter meinen Augen. Doch seltsamerweise fühlte ich mich nicht traurig. Ganz tief in meinem Inneren, mitten meinem Herzen, spürte ich – Wärme. Ich hatte es gefunden. Ich hatte etwas Neues gefunden. Etwas, das schon lange mitten in meinem Inneren geschlummert hatte. Etwas, das jetzt aus sich herausbrach, wie aus einem explodierenden Vulkan, der die brodelnde Lava so lange in sich behalten hatte, dass er sie zum richtigen Zeitpunkt ausspucken konnte. Ich hatte den Glauben an die Menschheit gefunden. Den Glauben an die Gesellschaft. An die Liebe. An die Hoffnung. Ich war – glücklich.

Luise Seubert, 16 Jahre (Text und Illustrationen)

Eine wunderbare Suche



Es gab da einmal einen netten Mann,
der stand in seinem hohen Alter nicht mehr ganz so stramm.
Einen Krückstock hatte er drum immer mit dabei,
doch mit seinen Ersparnissen war es dafür bald vorbei.
Seine Rente neigte sich langsam dem Ende zu
und auch der Kontostand schwindet im Nu.
Zudem verbrachte er die letzten Jahre in Einsamkeit,
denn niemand war ihn mehr zu besuchen bereit.

Wie jeder Opa in der Stadt,
las dieser alte Herr freitags stets das Wochenblatt.
Doch was er an jenem Tag in der Zeitung erblickte,
sorgte dafür, dass er vor Glück fast erstickte.

Das WOCHENBLATT – Am Freitag

FRAU VERMISST KATER FÜR MONATE - DANN PASSIERT EIN WUNDER



„Eigentlich glaube ich ja gar nicht an Wunder, aber das hat mich echt vom Gegenteil überzeugt“

- Dorit aus
Zwickau

Zwickau: Vor zwei Jahren kam ein Kater das erste Mal in Dorits Garten und freundete sich mit der jungen Frau an. Dann verschwand er plötzlich. Aufgeben wollte sie aber keineswegs und stellte ihrem Karlichen deshalb täglich Futter raus. Wie durch ein Wunder steht der Kater dann kurze Zeit später schon wieder vor Dorits Tür. Die 32-jährige kann es kaum fassen.

Sofort war es um den Mann geschehen,
denn er hatte seine Rettung in diesem Artikel gesehen:
Ein Wunder, was schon Anderen half aus deren schwieriger Lage,
würde auch seine Probleme lösen – ohne Frage!
Zwickau ist doch gar nicht so weit weg,
das Wunder hat sich bestimmt gleich nebenan versteckt.

So packte er schnell all seine Sachen
und begann vor Vorfreude zu lachen.
Er würde die Suche erfolgreich absolvieren
und so nie wieder in seiner kalten Wohnung frieren.
Also trat er seine Reise an,
was man in diesem Alter noch so alles kann!



Seine erste Station war der Gemischtwarenladen um die Ecke.
Er hoffte darauf, dass er das Wunder in einem der Regale entdeckte.
Vielleicht konnte man so etwas sogar kaufen,
dann würde er wohl sein letztes Geld dafür verbrauchen.

Auch wenn er nichts fand, gab er nicht so schnell auf und tätigte sogleich einen anderen Kauf. Aus dem soeben erworbenen Papier bastelte er ein Anzeigenblatt und hing welche auf überall in der Stadt.

GESUCHT!!!



*Hat jemand ein Wunder gesehen? Letzter
Aufenthaltort: Zwickau*

Bei Hinweisen bitte melden unter:

+49 357528304639200

Während er gespannt auf einen Anruf wartete,
überlegte er sich gut, was er als nächstes startete.
Er lief daraufhin nochmal zurück zu seinem Haus
und kramte den alten Metalldetektor raus.

Der alte Mann ging auf und ab in Wiesen und Wäldern,
doch sein Detektor schlug auch nicht Alarm in den
umliegenden Feldern.

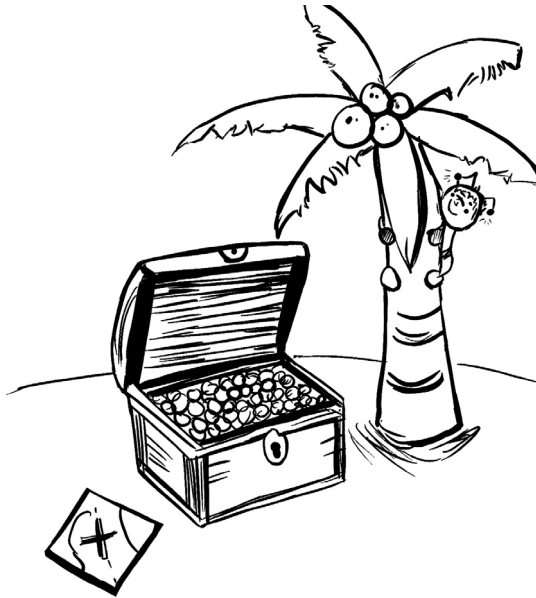


Stattdessen fand er aber eine geheimnisvolle Karte,
auf der in der Mitte ein großes rotes X verharrte.
Mit dieser Karte in der Hand
verließ er schon bald das Land.

Der Rentner ruderte mit einem Boot aufs offene Meer,
immer schön dem X hinterher.
Auf dem Weg freundete er sich mit einer Schar Piraten an,
die ausrauben wollten den armen Mann.
Gemeinsam legten sie dann Hand ans Ruder
und erreichten schnell einer Insel Ufer.

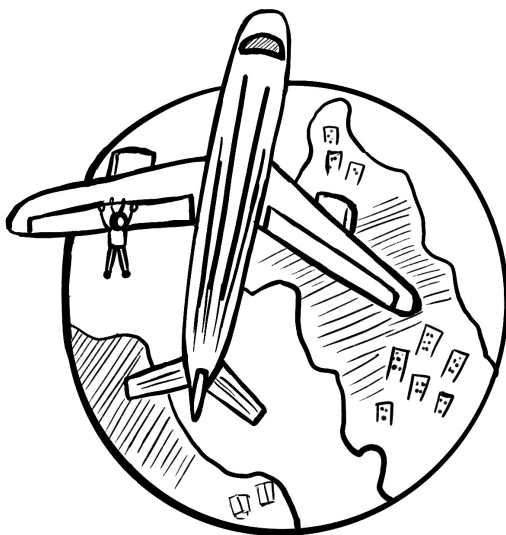


Nicht lang wanderten sie über den Strand,
da fanden sie eine Kiste im Sand.
Die Piraten waren außer Rand und Band!



Der Schatz, den sie entdeckten,
konnte jedoch keine große Freude in dem Mann wecken.
Das Wunder hatte er immer noch nicht gefunden,
dabei suchte er doch bereits unzählige Stunden.

Mit seinem Anteil an Münzen aus der Truhe,
hatte der Alte nicht lange Ruhe.
Eine letzte Aktion wollte er noch starten,
denn das Wunder ließ ja immer noch auf sich warten.
Von seinem großen Geld
kaufte er sich ein Flugzeug und flog damit um die Welt.



Vom warmen Süden bis in den kalten Norden,
doch nirgendwo hatte sich ein Wunder verborgen.
Der Herr traf viele nette neue Leute auf seiner Reise
und aß auch so manche kulinarische Speise.
Doch sein Ziel konnte er nicht erreichen. und flog zurück nach Haus,
zwar ohne Wunder, aber dafür mit einem vollen Bauch.

Wieder zurück in seiner Heimatstadt
dachte der Rentner: „Ich habe es satt!
Nun habe ich ewig nach dem Wunder gesucht,
war an jeder Ecke der Welt
(auch da, wo es mir nicht gefällt),
habe Anzeigen aufgehängt,
meinen Detektor verwendet,
eine Schatzsuche beendet
und dennoch bin ich noch derselbe Mann,
der bloß seine Zeit verschwendet.“

Als der alte Mann in seinem Elend zu versinken begann,
dauerte es nicht lang, da vernahm er einen ungewöhnlichen Klang.
Dieses Geräusch, das konnte doch nur sein Telefon sein,
da kuckte er ganz verdutzt drein,
denn normalerweise kam ja nie ein Anruf zu ihm daheim.
Nein! Das konnte einfach nicht sein, er war doch immer allein.
Dennoch widerstand er nicht dem Drang
und ging sogleich ran.

Die freundliche Stimme einer Dame hatte er im Ohr,
von seinem Ausflug kam sie dem Mann bekannt vor.
Die Frau begann ihm die Geschichte zu erzählen,
wie sie neulich ein Wunder ereilte,
dass wie aus dem Nichts ihre kranke Mutter heilte.

Und im Folgenden erinnerte sich der Mann wieder daran,
warum sie ihm dies schilderte,
denn er hatte jedem, den er auf seiner Reise traf, mitgeteilt,
dass ihm ein Wunder gerade so richtig fehlte.
An diesem Tag klingelte das Telefon im Minutentakt
und der Mann redete mit Menschen auf der ganzen Welt,
die ihm berichten wollten von all den wunderbaren Sachen,
die ihr Leben plötzlich wieder lebenswert machten.
Überall, wo er gewesen war, war auch das Wunder da.
Hatte es ihn etwa die ganze Zeit verfolgt?
Warum war es dann schwerer zu finden als Gold?!

Als der Mann so weiter überlegte an diesem ereignisreichen Tag,
stolperte er über etwas, das am Boden lag.
Er blickte dem Wunder in die Augen
und konnte es kaum glauben.

Es musste schon die ganze Zeit bei ihm gewesen sein,
er war also nie allein.
All die Stunden und das Geld
sind nicht das, was für ein Wunder zählt.
Hätte er nur einmal richtig hingeschaut,
hätte er die ewig lange Suche nie gebraucht.
Wie er dem Wunder schließlich
noch einmal schaute ins Gesicht,
dachte der nette alte Mann: „Ein Wunder findet man,
aber suchen braucht man es nicht.“



*Prämierte Beiträge aus der Kategorie
Texte für Jugendliche von 13 – 18 Jahren*

Manuela Ausserhofer, 37 Jahre

Support nicht erreichbar

The number you have called is temporarily not available

Die Kirche roch nach Staub, Kerzenwachs und nassen Winterjacken. Natürlich auch nach Weihrauch. Jonas hatte sich immer gefragt, warum ein Ort, an dem es um das „Licht“ ging, so konsequent nach Keller duftete. Vielleicht war das Absicht. Vielleicht sollte man sich klein fühlen, damit man leichter „ehrfürchtig“ wurde. Oder damit man schneller wieder rauswollte und dankbar war, wenn man endlich frische Luft bekam.

Er saß auf der Holzbank und starrte auf ein buntes Fenster, auf dem ein Mann mit Bart und zu vielen offensichtlichen Problemen abgebildet war. Der Mann sah aus, als würde er gleich sagen: „Ich bin nicht wütend, nur enttäuscht.“ Jonas kannte diesen Blick von Elternabenden. Vorne sprach der Priester. Jonas verstand ungefähr jedes dritte Wort, aber das war nicht schlimm. In jedem Satz steckte entweder „Herr“, „Sünde“ oder „Gnade“. Es war wie ein Lied, das man nicht mag, aber das trotzdem die ganze Zeit im Radio läuft. Oder wie ein Ohrwurm, den man nie haben wollte und den man einfach nicht mehr loswird.

Neben Jonas saß Frau Huber, die Religionslehrerin. Sie nickte an Stellen, an denen Jonas noch nicht einmal sicher war, ob das jetzt eine Frage gewesen war. Oder eine Aufforderung. Oder ein Befehl. Auf der anderen Seite saß Mia, die ihr Handy so tief unter der Bank hielt, als würde sie gerade illegal Informationen an einen Geheimdienst schicken. Jonas dachte: Wenn Gott wirklich immer bei uns ist und alles sieht, dann sitzt er vermutlich gerade irgendwo in der letzten Reihe und spielt auch am Handy.

Als die Messe vorbei war, standen alle auf. Holzbänke quietschten. Jacken raschelten. Leute flüsterten, als wäre die Kirche ein Sanatorium für Hörgeschädigte. Oder eine Gärtnerei, die Mimosen züchtet. Draußen vor dem Eingang – da, wo die Welt wieder nach Abgasen und Dönerbude roch – atmete Jonas auf, als hätte er gerade einen sehr langen Tauchgang überlebt.

„Und?“, fragte eine Stimme neben ihm. Jonas drehte sich um. David aus seiner Klasse. David war der Typ Mensch, der im Religionsunterricht freiwillig seine Hand hob. Nicht, weil er musste. Sondern weil er etwas sagen wollte. Jonas misstraute Menschen, die freiwillig solche Dinge taten.

„Und was?“, fragte Jonas. „Na, wie fandest du’s?“ Jonas tat so, als würde er ernsthaft nachdenken. Dann sagte er: „Ich glaube, wenn Gott existiert, dann schuldet er mir eine Entschuldigung.“ David lachte. Nicht dieses höfliche Lehrer-Lachen, das wie ein Husten klingt. Ein echtes Lachen. „Wofür?“, fragte David. „Für die Langeweile“, sagte Jonas. „Und für die Akustik. Wenn Gott allmächtig ist, könnte er wenigstens Mikrofone erfinden, die funktionieren.“ David grinste. „Du glaubst also nicht.“ „Ich glaube an Dinge mit Beweisen“, sagte Jonas. „Schwerkraft. WLAN. Dass Mathearbeiten immer genau dann schwer sind, wenn man gelernt hat.“ David sah ihn an, neugierig statt beleidigt. Das war das Problem: David war keiner von diesen Leuten, die sofort so taten, als hätte Jonas gerade ihren Hund getreten.

„Ich glaube schon“, sagte David ruhig. Jonas blinzelte. „Warum?“ David zuckte die Schultern. „Weil ..., ich nicht glaube, dass das alles hier nur Zufall ist.“ „Das ist ein interessantes Argument“, sagte Jonas. „Mit der Logik könnte ich auch beweisen, dass Einhörner existieren. Oder Yetis. Oder dass irgendwo ein Außerirdischer sitzt und über uns den Kopf schüttelt.“ David grinste wieder. „Du bist unmöglich.“ „Danke“, sagte Jonas. „Ich gebe mir Mühe.“ Sie gingen ein Stück die Straße entlang. Die Klasse löste sich in Grüppchen auf. Irgendwo rief jemand: „McDonald’s?“ und die Hälfte der Menschen wurde plötzlich sehr religiös – sie folgten diesem Ruf wie einem heiligen Auftrag.

David blieb neben Jonas. Als wären sie aus Versehen in einen Dialog geraten, den keiner von beiden richtig geplant hatte. „Du bist also ... komplett dagegen?“, fragte David. „Dagegen ist ein großes Wort“, sagte Jonas. „Ich bin eher ... skeptisch. Und allergisch gegen Dinge, die man nicht hinterfragen darf.“ David nickte. „Man darf Glauben schon hinterfragen.“ Jonas hob eine Augenbraue. „Darf man? Wirklich? Oder darf man ihn nur so hinterfragen, dass am Ende trotzdem rauskommt: ‚Und deshalb hatte die Kirche recht?‘“ David lachte leise. „Okay, fairer Punkt.“

Jonas spürte, wie sich etwas in ihm entspannte. Er kannte Diskussionen über Glauben sonst nur in zwei Versionen: Entweder die Leute wurden sofort aggressiv, oder sie klangen wie ein Werbeprospekt. David war keins von beidem. Das machte die Sache spannender. Mit Menschen, die freundlich sind, kann man sich schwerer streiten. Oder besser streiten. Wie man es nimmt. „Also“, sagte Jonas und schob die Hände in die Jackentaschen. „Wenn du gläubig bist: Erklär mir das mal. Wie soll das alles funktionieren?“ David sah ihn an. „Was genau?“ Jonas deutete mit dem Kopf zurück zur Kirche. „Alles. Das ganze System.“ David schmunzelte. „Das ist ... eine große Frage.“ „Ja“, sagte Jonas. „Aber ihr seid doch die mit den großen Antworten.“ David blieb stehen. „Okay. Schieß los. Was stört dich am meisten?“

Jonas musste gar nicht überlegen. Er hatte diese Fragen wie Steine in der Tasche, die immer mitkamen, egal wohin. „Beichte“, sagte Jonas. David blinzelte. „Beichte?“ „Ja“, sagte Jonas. „Also ... du setzt dich in so eine Holzkiste, erzählst jemandem, was du falsch gemacht hast, der sagt ein paar Sätze, und zack – alles weg?“ Er machte eine Handbewegung, als würde er Staub von einem Tisch wischen. „Das klingt für mich wie ein Passwort-Reset“, fuhr Jonas fort. „Hallo Support, ich hab' Mist gebaut.“ – ‚Kein Problem, hier ist ein neues Passwort: drei Ave Maria und einmal Nicht-mehr- machen.‘“ David musste lachen, verzog dann aber das Gesicht, als würde er kurz überlegen, wie man das ernsthaft beantworten soll. „Also ... es geht nicht darum, dass es weg ist“, sagte David langsam. „Eher darum, dass du es einsiehst. Und dass du ... neu anfangen kannst.“

„Neu anfangen kann ich auch ohne Beichtstuhl“, sagte Jonas. „Ich kann auch einfach – keine Ahnung – mich entschuldigen. Bei der Person, der ich wehgetan habe. Das wäre doch logisch.“ David nickte. „Ja. Das ist auch wichtig.“ „Warum dann die Kiste?“, fragte Jonas. „Warum nicht: ‚geh raus, mach’s wieder gut, fertig?‘“ David atmete ein. „Weil Menschen ... manchmal einen Moment brauchen, in dem sie ehrlich zu sich sind. Und weil es ... helfen kann, das auszusprechen.“

Jonas zog den Mund schief. „Okay. Aber warum muss dafür ein Priester dazwischen sein? Wenn Gott alles hört, kann ich’s ihm doch direkt sagen. Oder ist das wie bei Behörden: Ohne Stempel geht nichts?“ David grinste, obwohl er sich Mühe gab, es nicht zu tun. „Du bist echt schlimm.“ „Ich bin realistisch“, sagte Jonas. Sie gingen weiter. Der Himmel hing grau über der Stadt, als würde er sich auch nicht entscheiden können, ob er an irgendwas glaubt. „Nächstes Problem“, sagte Jonas. David hob die Hand. „Warte – lass mich raten. Himmel und Hölle?“ „Bingo“, sagte Jonas. „Also: Nehmen wir mal an, da ist ein Typ, der ... keine Ahnung ... eine furchtbare Sache getan hat. Mord. Vergewaltigung. Irgendwas, das einem die Luft nimmt, wenn man es in den Nachrichten hört.“

Davids Gesicht wurde ernst. „Und dann“, sagte Jonas, „bekehrt er sich kurz vorm Ende. Sagt: ‚Tut mir leid, ich habe nun zu Gott gefunden.‘ Und zack – Himmel. Weil er jetzt glaubt. Das soll gerecht sein?“ David sagte nichts. Jonas merkte, dass er einen Punkt getroffen hatte, der nicht witzig war. „Wenn das stimmt“, fuhr Jonas leiser fort, „dann ist Gott entweder ... sehr naiv. Oder sehr dumm. Oder es ist ihm egal, was Menschen einander antun. Und das fände ich ehrlich gesagt ... nicht bewundernswert.“ David sah auf seine Schuhe. „So einfach ist das nicht.“ „Sagen alle, wenn etwas nicht logisch ist“, meinte Jonas. David blieb stehen. „Jonas, niemand sagt, dass ... dass Reue ein Zaubertrick ist. Und niemand kann beurteilen, was in einem Menschen wirklich passiert.“ „Aber das Opfer bleibt tot“, sagte Jonas sofort. „Oder bleibt verletzt. Für immer. Und dann kommt der Täter in den Himmel, weil er das richtige Formular unterschrieben hat? Und das Opfer vielleicht nicht,

weil es den Stempel im Leben nicht bekommen hat?“ David rieb sich über die Stirn. „Ich verstehe, was du meinst.“ „Das Problem ist“, sagte Jonas, „dass Religion oft so tut, als wäre Moral eine Art Mitgliedsausweis. Glaubst du richtig? Dann bist du drin. Glaubst du falsch? Dann ... Pech. Selbst wenn du dein Leben lang anständig warst.“ David verzog das Gesicht. „Das glauben nicht alle so.“ „Aber viele“, sagte Jonas. „Und viele tun so, als wäre das fair.“

Sie standen an einer Ampel. Autos rauschten vorbei. Ein Kind zog seine Mutter am Ärmel und fragte nach einem Eis. Das Kind wirkte sehr lebendig. Jonas fragte sich, warum man für Sinn immer nach oben schauen musste, wenn hier unten so viel passierte. „Und dann“, sagte Jonas nach einer Pause, „haben wir das größte Problem überhaupt.“ David sah ihn an. „Das wäre?“ Jonas zeigte mit dem Finger in den Himmel, der aussah wie nasse Pappe. „Wenn Gott alles sieht und hört ... warum lässt er dann zu, was passiert?“ David blinzelte. „Du meinst ...“

„Alles“, sagte Jonas. „Kriege. Kinder, die krank werden. Menschen, die verhungern. Naturkatastrophen. Gewalt. Missbrauch. Dieser ganze Horror, der einfach passiert, jeden Tag. Und dann sagt man mir: Gott ist gut und allmächtig. Gottes Wege sind unergründlich. Nein, dann wären Gottes Wege einfach nur krank, grausam, falsch und traurig.“ Er schnaubte. „Das ist wie zu sagen: ‚Ich bin ein super Bademeister‘, während neben dir jemand ertrinkt und du dir einen Cocktail mixt.“

David lachte kurz – aber es war kein fröhliches Lachen. Eher eins, das sagt: Verdammt, das Bild ist unangenehm passend. „Das ist die schwerste Frage“, sagte David. „Ja“, meinte Jonas. „Und die wichtigste.“ Die Ampel sprang auf Grün. Sie gingen rüber. David schwieg einen Moment, dann sagte er: „Viele sagen: Gott gibt uns freien Willen.“ Jonas nickte schnell. „Ja. Das höre ich oft. Freier Wille. Okay. Aber Naturkatastrophen haben keinen freien Willen. Krankheiten auch nicht. Und ein Kind, das irgendwo geboren wird, wo es keine Chance hat ... hat auch nicht wirklich freie Wahl.“ David presste die Lippen zusammen. „Stimmt.“

„Apropos Kinder ... Da könnte ich schon zur nächsten Sache kommen. Alle Kinder kommen in den Himmel? Gilt hier FSK 12 oder FSK 16? Darf ein 12-jähriges Mädchen jemanden erstechen und kommt in den Himmel?“ Jonas war kurz überrascht. Er hatte erwartet, dass David jetzt eine Verteidigungsrede hielt. Stattdessen klang er ... ehrlich. „Ich glaube nicht, dass Glauben heißt, für alles eine Antwort zu haben“, sagte David leise. „Ich glaube eher ... es ist ein Versuch, mit dem Unverständlichen zu leben.“ Jonas schnaubte. „Also ist Glauben so eine Art ... seelischer Regenschirm?“ David hob die Schultern. „Vielleicht.“

„Okay“, sagte Jonas. „Aber dann nervt mich, wenn Leute so tun, als wäre dieser Regenschirm ein Naturgesetz. Und wenn sie anderen sagen: ‚Ohne den bist du verloren.‘“ David nickte langsam. „Ja. Das nervt mich auch.“ Jonas blieb stehen. „Moment. Das nervt dich auch?“ „Ja“, sagte David. „Weil ... ich glaube zwar. Aber ich finde es schlimm, wenn Glauben benutzt wird, um Leute kleinzumachen.“ Jonas starrte ihn an. „Du bist ja fast sympathisch.“ David lachte. „Fast?“ „Sehr knapp“, sagte Jonas. Sie gingen weiter, diesmal Richtung Schule, weil das Leben eine schlechte Pointe ist: Man führt die großen Gespräche genau dann, wenn man eigentlich zu Mathe muss.

„Noch was“, sagte Jonas, als sie an einem Plakat vorbeikamen, auf dem „Jugendabend in der Pfarre“ stand, mit einem Foto von drei Jugendlichen, die so geschneigelt aussahen, als hätten sie vor dem Beten einen Sponsorenvertrag unterschrieben. David seufzte. „Ich ahne Schlimmes.“ „Warum“, sagte Jonas, „wird Glauben heutzutage so oft gleichgesetzt mit Kirche, Regeln, Dresscode, und ...“ er suchte nach dem richtigen Wort, „... mit so einer komischen moralischen VIP-Lounge, in der die Frauen am besten ganz weit hinten sitzen und sich noch, wie im Mittelalter, mit einem Kopftuch verschleiern?“ David grinste. „VIP-Lounge ist gut.“ „Ich meine es ernst“, sagte Jonas. „Es gibt Menschen, die glauben, aber nicht religiös sind. Oder die spirituell sind, ohne Kirche. Aber sobald du ‚Glauben‘ sagst, denken alle an: Sonntag, Kirche, Priester, und dass man sich schlecht fühlen soll.“ David nickte. „Das ist ein Problem.“

„Und dann gibt's noch dieses Ding“, sagte Jonas, „dass manche Leute behaupten, ohne Gott gibt's keine Moral. Als wären Atheisten automatisch alle Verbrecher, die eigentlich ins Gefängnis gehören. Die Hölle ist ihnen ja sowieso laut denen gewiss.“ David lachte. „Das ist wirklich Quatsch.“ „Danke!“, sagte Jonas. „Ich bin zum Beispiel nicht nett, weil ich Angst habe, dass mich jemand beobachtet. Ich bin nett, weil ... weil ich nicht will, dass andere leiden. Weil ich Empathie habe. Und weil ich auch mal schlafen will, ohne dass mein Gehirn mir eine Moral-Diashow zeigt.“

David sah ihn an. „Das ist doch ... auch eine Art von Sinn.“ Jonas schnaubte. „Sinn klingt so groß. Ich würde sagen: Anstand.“ „Oder Menschlichkeit“, meinte David. Jonas nickte. „Ja. Und die brauche ich nicht aus einer Kirche. Oder aus einem Buch. Die kann ich auch aus ... weiß nicht ... aus Freundschaft ziehen. Aus Kunst. Aus Musik. Aus dem Gefühl, jemandem wirklich geholfen zu haben.“

David blieb stehen. „Okay“, sagte er. „Dann frage ich dich was. Jonas hob die Augenbraue. „Aha. Jetzt kommt's.“ „Wenn du sagst, man braucht keinen Glauben für Sinn“, sagte David, „woher kommt dein Sinn dann? Also ... wirklich. Nicht nur als Idee. Sondern in deinem Leben.“

Jonas wollte sofort etwas Ironisches sagen. Etwas wie: „Aus dem tiefen Wissen, dass irgendwann alles vorbei ist.“ Oder: „Aus dem Gedanken, dass wir uns nicht als etwas Besseres sehen dürfen wie all die anderen Lebewesen auf dieser Erde. Aber irgendwas an Davids Stimme war anders. Nicht fordernd. Nicht wie eine Falle. Eher wie eine echte Frage. Jonas atmete aus. „Keine Ahnung“, sagte er ehrlich. „Vielleicht ist das der Punkt. Ich weiß es nicht immer. Aber ich finde, das ist okay.“

David nickte langsam. „Ich finde es ... besser“, fuhr Jonas fort, „nicht so zu tun, als hätte ich eine Antwort, wenn ich keine habe. Und wenn ich Sinn brauche, dann mache ich etwas, das Sinn macht. Verstehst du?“ David lächelte. „Also Sinn als Verb.“ „Genau“, sagte Jonas. „Nicht Sinn als Poster an der Wand. Sondern Sinn als ... Handlung.“ David dachte nach. „Das klingt ... gar nicht so weit weg von dem, was ich glaube.“ Jonas blieb stehen. „Wie bitte?“ David zuckte die Schultern. „Wenn ich

bete, dann ... ja, ich rede mit Gott. Aber ich glaube nicht, dass das Beten meine Probleme löst wie ein Zauberspruch. Es erinnert mich eher daran, wer ich sein will. Und was wichtig ist.“ Jonas schnaubte. „Also auch ein Verb.“

„Ja“, sagte David. „Vielleicht.“ Jonas starrte ihn an, als wäre David gerade ein Computer, der plötzlich Gefühle entwickelt hat. „Weißt du, was das Verrückte ist?“, sagte Jonas schließlich. David: „Hm?“ „Dass ich mich gerade mit einem Gläubigen unterhalte“, sagte Jonas, „und nicht das Gefühl habe, dass ich gleich verbrannt werde.“ David lachte. „Ich hab' heute kein Feuerzeug dabei.“ „Schade“, sagte Jonas trocken. „Wäre für das Drama gut.“

Sie erreichten die Schule. Der Schulhof war nass, wie immer, als hätte er einen Vertrag mit dem Regen. Vor dem Eingang stand Frau Huber. Sie sah David und Jonas und ihre Augen begannen zu leuchten – dieses Leuchten, das Lehrer bekommen, wenn sie denken, sie hätten gerade eine pädagogische Goldader entdeckt. „Ach, ihr zwei!“, rief sie. „Wie schön, dass ihr euch austauscht! Das ist genau das, was wir brauchen! Dialog!“ Jonas flüsterte zu David: „Wenn sie gleich sagt, wir sollen ein Referat zusammen machen, renne ich.“

Zu spät.

„Wisst ihr was?“, sagte Frau Huber. „Ihr macht beide zusammen ein Projekt: Glauben und Sinn in der modernen Welt. Das passt perfekt!“ David sah Jonas an, und in seinen Augen stand deutlich: Wir sind tot. Jonas lächelte Frau Huber an, so höflich wie möglich. „Natürlich. Sehr gern. Ich liebe Projekte. Besonders die, die mich emotional ruinieren.“ Frau Huber lachte, als wäre das ein Witz. Dann ging sie weiter, glücklich, weil sie gerade das Universum in Ordnung gebracht hatte. Jonas sah David an. „Okay“, sagte er. „Dann machen wir das.“ David: „Ja.“

„Aber“, sagte Jonas und hob warnend den Finger, „wenn das am Ende eine PowerPoint wird mit ‚Gott ist Liebe‘ in Comic Sans, steige ich aus.“ David grinste. „Deal.“ Jonas trat durch die Schultür, in Richtung Mathe, und merkte etwas, das ihm nicht gefiel: Er freute sich ein bisschen auf dieses Projekt. Nicht auf Kirche. Nicht auf die Bibel. Sondern auf den

Diskurs. Und vielleicht – ganz vielleicht – auf die Idee, dass Sinn nicht etwas ist, das man findet wie ein verlorenes Handy. Sondern etwas, das man baut. Mit Fragen. Mit Humor. Und manchmal auch mit Menschen, die ganz anders denken als man selbst.

Auf dem Weg nach Hause dachte Jonas an alles, was sie gesagt hatten. An Fragen ohne Antworten. An Antworten ohne Beweise. Und an das seltsame Gefühl, dass genau darin etwas Echtes lag. Er glaubte noch immer nicht an Gott. Aber er glaubte an Gespräche. An Menschen, die zuhörten, statt zu überzeugen. An das leise Wissen, dass man nicht allein war, selbst wenn niemand über einem wachte. Vielleicht war Sinn nichts, das man fand. Vielleicht war es etwas, das entstand. In Momenten wie diesem. Zwischen zwei Menschen. Zwischen Zweifel und Ehrlichkeit. Und während Jonas weiterging, spürte er, dass er nichts vermisste. Nur den nächsten Gedanken. Und den nächsten Schritt.

Und Jonas fand, dass das die ehrlichste Geschichte war, an die er je geglaubt hatte. Als Jonas nach oben sah, war da noch immer nur Stille. Kein Zeichen. Keine Stimme. Keine Antwort. Nur ein leerer Himmel, der nichts versprach und nichts verlangte. Jonas wartete einen Moment. Einfach, um sicherzugehen. Dann nickte er leicht, als hätte er genau das erwartet.

Support nicht erreichbar. Und er hatte nicht das Gefühl, dass ihm etwas fehlte, sondern, dass es gut so war wie es ist.

Julian Blad, 17 Jahre

Wer weiß schon Glauben?

Wer glaubt schon an Glauben?

Manche glauben, einen Glauben zu wissen.

Warum glaubt man, Wissen zu wissen?

Anstatt zu wissen, Wissen zu glauben?

Vor allem: Warum weiß niemand Glauben?

Mama meinte: „Glaub nur an dich selbst.“

Vielleicht habe ich sie falsch verstanden,

denn heute glaub ich,

nur ich selbst kann nicht an mich glauben.

Andere können. Ich weiß nur ... glaube ich.

„Glaubst du an Gott?“ fragt mich jemand, der meint,

zu wissen, wie Gott wohl zu sein scheint.

Es aber nicht weiß.

„Mama, komme ich den Himmel?“ –

„Glaub nie, zu wissen.“

Andere tun's. Ich glaub nur ... glaube ich.

Andere wiederum wissen, glauben sie.

Vielleicht möchten sie es nur glauben.

Und glauben gar nicht wirklich.

Dann stellen sich manche die Frage, warum alle glauben,

sie wüssten, was der richtige Glauben sei.

Doch wie Mama sagte:

„WER weiß schon Glauben?“

Amelie Czoska, 13 Jahre

Gottlos

Dunkelheit. Mehr sehe ich nicht. Mehr fühle ich nicht und das schon seit einer ganzen Weile. Mein Alltag hat all seine Farbe verloren, in dem Moment, als ich meinen Glauben verlor. Jeder Tag ist gleich. Aufstehen, essen, meine kleine Hütte putzen, versuchen in eine Kirche zu gelangen – wieder rausgeworfen werden. „Ungläubige“, „Heuchlerin“, „Des Teufels Dienerin“, „Des Paradieses unwürdig“. So und nicht mehr anders werde ich seit bereits 10 Jahren genannt. Hallo, ich bin Elizabeth Warley, wurde 1648 in Little Gidding geboren und bin seit meinem 11. Lebensjahr eine Apostate. Ach, ich vergaß, etwas zu erwähnen. Den Grund dafür, eine Ausgestoßene zu sein. Ich – bin eine Hexe.

Die Dunkelheit um mich herum verschwindet in dem Moment, als ich die Augen aufschlage. Heute ist Freitag. Der einzige Tag in der Woche, bei dem mir es offiziell erlaubt ist, mit meinen Mitmenschen zu interagieren. Ich schäle mich aus meiner Decke, kleide mich an und packe meine Kräuter in den alten Korb, den meine Mutter damals immer als den hübschesten Korb, den sie je gesehen hätte, auserkoren hatte. Mein Herz zieht sich bei dem Gedanken schmerzhaft zusammen. Sie hatte es nicht verdient, so früh zu gehen, weswegen ich sie jeden Morgen an ihrem Grab vor meinem Haus besuche. Dann überwinde ich mich schwermütig, den Weg zum Markt fortzusetzen. Jedoch stoppe ich noch einmal an dem mir allzu bekannten Ort. Der Hinrichtungsstelle. Hier hat mein Dorf bereits 13-mal versucht, mich zu töten. Fünfmal wollten sie mich verbrennen, doch das Feuer kokelte mich nicht einmal an oder wurde gar heiß. Dreimal scheiterte der Versuch mich zu ertränken kläglich. Außerdem probierten mich zwei der Bewohner zu steinigen, andere zwei mich zu köpfen und ein besonders kreativer sperrte mich für einen Monat in eine Steinhöhle – ebenfalls erfolglos. Als sie nach vier Wochen meine Leiche holen wollten, fanden sie nur ein

kleines lebendiges Mädchen vor, dessen einziges Problem die nervtötende Langeweile gewesen war. Dann hatten sie geplant, mich einfach aus dem Dorf zu verbannen, mich bei den wilden Tieren im Wald auszusetzen, doch auf wundersame Weise gelang es ihnen abermals nicht. Es war, als versuche man, jemanden durch eine steinerne Mauer zu ziehen. Ich kam einfach nicht über die Grenze. Ich bin verflucht, so sagte man mir – wäre der Untergang des Dorfes. Also sperrten sie mich in meine Hütte. Erlaubten mir nur, sie freitags zu verlassen. Und heute war nun wieder dieser Tag.

Als ich endlich auf dem großen Platz ankomme, huscht mein Blick zuerst zu den Händlern. Ich habe schon lange aufgehört zu hoffen, meine Nachbarn würden die Kräuter einer Hexe annehmen. Also liegt mein Unterhalt in den Händen derer, die meine Geschichte nicht kennen. Nicht wissen, wer und was ich bin. Ein Monster, das seine eigene Mutter umgebracht hat. Ich versuche, ein möglichst freundliches Gesicht zu machen, als ich auf einen Mann zu steuere, der sich gerade auf einen hölzernen Schemel hinter seinem Stand fallen lässt. Neugierig begutachte ich die feinen Stoffe. „Kann ich etwas für dich tun, Mädchen? Ich befürchte, wenn du die Waren weiter anstarrst, gehen sie noch in Flammen auf,“ scherzt er, als ihm meine bewundernden Blicke auffallen.

„Gewiss. Dies sind wunderhübsche Werke – handgemacht, nicht? Und man könnte aus ihnen sicherlich die schönsten Kleider nähen. Schauen sie mein Herr, ich biete Ihnen ein Pfund Kräuter gegen jede Beschwerlichkeit an, welche Sie nicht mehr so einfach finden werden. Pfefferminz gegen Übelkeit, die Drachenblutpflanze für Verbrennungen sowie Wunden und –“, füge ich mit einem leisen Lächeln hinzu, „ich verfüge sogar über einige Alraunen.“ Seine Augen werden sichtbar groß, kaum dringen die Worte über meine Lippen. Die Alraune ist eine Pflanze, die eigentlich hoch giftig ist, doch bei richtiger Anwendung zu angenehmen Halluzinationen führen kann. Und genau das macht ihren Reiz aus. „Also?“ Er scheint kurz hin und her gerissen, doch willigt schlussendlich ein. Ich reiche ihm gerade meine Hand, als plötzlich

eine Stimme ertönt. „Ich würde diese Kräuter an Ihrer Stelle nicht annehmen. Sie müssen wissen, diese junge Frau hier ist eine verurteilte Hexe und Mörderin.“ Ich sacke förmlich in mich zusammen, als ein gewisser junger Mann in geradezu beiläufigem Ton wahrscheinlich das Geschäft meines Lebens zerstört. Bitte glaub ihm nicht, bitte glaub ihm nicht, bitte.

„Oh ähm, wenn ich so drüber nachdenke, verkaufe ich meine Seide doch lieber nicht für ein paar Kräuterchen.“ Ein paar Kräuterchen?! Ich öffne gerade empört den Mund – schließe ihn dann aber wieder. Es hat keinen Sinn, dagegen anzureden. Also nicke ich, drehe mich um und gehe. Kaum habe ich mich ein wenig entfernt, wirble ich zu dem spöttisch grinsenden Mann herum, welcher sich lässig an eine Wand lehnt. „Was sollte das, Niklaus? Du weißt genauso wie ich, dass du das nicht durftest!“ Er schnaubt. „Und das interessiert mich, weil? Komm schon, Schätzchen, tu doch nicht so, als wäre das ein faires Geschäft gewesen. Ich wette, das war einer deiner Zaubertricks. Jeder hätte dich direkt als Hexe erkannt. Schau doch mal in den Spiegel. Staubige Klamotten, Kräuterkorb, deine zerzausten –“, er wickelt eine Strähne um seinen Finger, „roten Haare, und diese seltsamen Punkte auf deiner Nase.“ Ich trete beschämt zurück und starre auf meine Füße. Als ob ich nicht wüsste, wie ich aussehe. Er öffnet bereits den Mund – ich kann den fiesen Spruch bereits von seinen Lippen lesen –, doch er wird unterbrochen.

„Hey Junge! Bist du Niklaus Walker?“ Er dreht sich um. Ein älterer Herr steht uns gegenüber, den ich schon einmal gesehen hatte. Er war einer derjenigen, die meinen Kopf lächerlich lange unter Wasser gedrückt hatten. Und selbst jetzt, acht Jahre später, weigert er sich strikt, mir in die Augen zu sehen. Niklaus ist der, mit dem er sprechen will. „Hör zu, mein Junge, es geht um deine Mutter. Es ist irgendetwas mit ihr los.“ Niklaus starrt ihn ganze fünf Sekunden lang an. Dann rennt er los. Ich kenne seine Mutter Coriane sehr gut. Sie war einst die beste Freundin meiner Mutter. Bis ich kam. Bis ich mich mit elf Jahren nicht mehr beherrschen konnte und unser Häuschen anzündete. Wie durch ein Wun-

der überlebte ich, doch meiner Mutter war dieses Glück nicht vergönnt. Seitdem hat sie kein Wort mehr mit mir gewechselt und ihr Sohn – mein ehemaliger bester Freund – hat es sich zur Aufgabe gemacht, mir mein Leben zur Hölle zu machen. Und trotzdem laufe ich ihm hinterher und schiebe meiner neugierigen Persönlichkeit die Schuld in die Schuhe. Ich folge ihm mit genügend Abstand, halte mich in den Schatten der Häuser, zu denen ich gehöre, bis er in dem Haus seiner Familie verschwindet.

Vorsichtig schleiche ich näher, da ich Angst habe, selbst mein Atem könnte Schaden anrichten. Ein Fenster zur Stube steht weit offen, erlaubt mir einen Blick in das Innere des Geschehens. Viele Menschen stehen um ein Bett herum und diskutieren heftig. Ich sehe den Priester, den Bürgermeister, den Arzt, die Haushälterin der Walkers, ein paar Freunde der Familie, zu denen ich nicht länger gehöre. Und mitten drin Corianne und Niklaus. Sie sieht schwach aus, liegt regungslos in den Kissen und starrt mit verklärtem Blick an die Wand. Ihr Sohn hat mir den Rücken zugewandt, doch ich erkenne deutlich die Anspannung in seinen Schultern. Das hier ist schlimm – viel schlimmer, als ich zu glauben gewagt habe. Ich löse meinen Blick von dem Schaubild und gehe zur Haustür. Auch sie steht offen, doch ist sie nicht einladend. Das war sie noch nie. Keine Tür würde je eine Hexe hineinlassen und so muss ich um Hereinbitten hoffen.

„Hallo? Ich –“, beginne ich zaghaft. Sofort wirbeln alle Köpfe zu mir herum. Entsetzen, Hass und Wut spiegelt sich in ihren Augen wider. Verschwinde!“, schreit jemand. „Willst du sie auch noch töten?“ Die Worte treffen mich wie schwere Steine, doch ich gebe mich standhaft und bete, dass niemand sieht, wie meine Finger sich um den Korb kralen. „Ich will helfen!“, sage ich, lauter diesmal. „Ich habe die Kräuter dafür, ich weiß, was ich tun muss.“ Gelächter, laut und ungläubig. Dann tritt Niklaus vor und er scheint mir größer, als ich ihn je betrachtet habe. Breiter, ernster und reifer. Er ist erwachsen geworden. Nun sieht er auf mich herab und für einen winzigen Moment – für nur einen flüchtigen Herzschlag – sehe ich aber nicht diesen fremden Mann vor mir, son-

dern einen Jungen, der einmal meine Hand gehalten hatte, wenn wir durch den Wald liefen. Mein Herzschlag setzt für eine Sekunde aus. Vielleicht ... Sein Blick flackert. Zögert. Dann greift er zu. Der Korb wird mir aus den Händen gerissen. „Hau ab.“, zischt er leise. Gefährlich leise. Dann schlägt er die Tür zu, während ich immer noch auf der Schwelle stehe und auf das dunkle Holz starre. Es tut erstaunlich weh, mehr als ich erwartet habe, mehr als es sollte. Doch kurz bevor er die Tür geschlossen hatte, hätte ich schwören können, etwas in seinen Augen gesehen zu haben. Keinen Hass, keine Verachtung. Schmerz.

Ich sitze wieder in meiner kleinen Hütte – und starre reglos an die Wand. Stunden sind vergangen, seit ich niedergeschlagen zu meinem Haus zurückgekehrt bin, und zu meiner eigenen Überraschung brodelt noch immer Wut in mir. Doch ich weiß, dass sie nichts ändert. Es spielt keine Rolle, ob es fair ist oder nicht. Das Leben schert sich nicht um Fairness.

Zwei Tage vergehen, in denen ich erneut nichts mit mir anzufangen weiß. Zuerst nehme ich mir vor, neue Kräuter zu pflanzen, doch mein Beet quillt bereits über. Dann möchte ich zeichnen, doch mir fehlen neue Kohlestifte, und ich habe es versäumt, frische zu besorgen. Also verstreichen zwei endlose Tage, in denen ich Trübsal blase. Früher, als ich jünger war, vertrieb ich mir die Zeit mit meiner Magie. Ich ließ Kreaturen aus schimmerndem Blütenstaub entstehen, die leichtfüßig um mich herumtanzten und die Luft mit Farbe erfüllten. Doch jetzt fühlt sich es falsch an. Ich habe mich gerade dazu entschieden, diesen Gedanken weiter zu spinnen, als es an der Tür klopft. Ich erstarre in der Bewegung und lasse meine Haarbürste sinken. Mit geweiteten Augen starre ich das dunkle Holz vor mir an, gegen das erneut gehämmert wird. Mein Puls hämmert im selben Rhythmus. Vorsichtig packe ich meine Bürste mit beiden Händen wie eine Waffe und schleiche langsam auf die Tür zu. Es hat noch nie jemand bei mir geklopft. Es ist verboten, gefährlich und töricht, sich jemandem wie mir zu nähern. Mit zitternden Fingern greife ich die Klinke, drücke sie runter, stoße sie auf und – stocke. „Niklaus?!“

Vor mir steht tatsächlich Niklaus, die Hand noch zum Klopfen erhoben. Er starrt mich ebenso erschrocken an, als wäre er derjenige, der am späten Abend bei mir auftaucht. Dann wird mir mit einem Mal peinlich bewusst, dass ich lediglich ein dünnes Nachthemd trage. Hitze schießt mir ins Gesicht. Auch Niklaus wendet hastig den Blick ab. Ich sehe, wie er angespannt ausatmet, bevor er schließlich das Wort ergreift. „Ich wäre nicht hier, wäre es nicht nötig.“ Fast schon spöttisch schnaube ich: „Natürlich. Also, was verschafft mir die Ehre deiner Anwesenheit?“ Nach außen wirke ich gelassen, doch innerlich brodelt alles. Ich hatte seit ... seit ... ich glaube, seit ich zehn war, keinen Besuch mehr. „Es ist kompliziert, aber –“, Nik kämpft sichtbar mit sich selbst, „ich brauche – wir brauchen deine – deine Hilfe.“ Das letzte Wort schleudert er mir entgegen, als hätte es einen bitteren Nachgeschmack auf seiner Zunge hinterlassen.

Erst langsam dringt die Bedeutung zu mir durch: Das Dorf braucht meine Hilfe. Ungläubig muss ich lachen, ein kurzes, scharfes Lachen. „Nein. Nein, das meinst du nicht ernst. Du kannst jemand anderen hintergehen. Schönen Tag noch.“ Ich will ihm gerade die Tür vor der Nase zuschlagen, doch er hält mich auf. „Du verstehst es nicht, Elizabeth. Das restliche Dorf ist mir egal, verdammt egal, aber meine Mutter liegt im Sterben!“ Langsam schließe ich die Augen. Als ich sie wieder öffne, glänzen Tränen darin. „Ist das dein Ernst? Du und das ganze Dorf habt mir das Leben zur Hölle gemacht, und jetzt, wo ihr mich braucht, kommst du hier an? NACH JAHREN?“ Ich verliere mich in meiner Wut und stoße ihn immer wieder mit dem Zeigefinger in die Brust. „Wo warst du, als ich dich gebraucht habe? Als meine Mutter im Sterben lag? Weg! Du warst weg, Niklaus. Also verlang jetzt nicht von mir, dir zu helfen.“ Diesmal schlage ich die Tür wirklich zu. Ich höre seine Stimme von draußen, und zum ersten Mal klingt echte Verzweiflung darin mit. „Bitte, Elizabeth, ich – ich tue alles, alles dafür.“ Plötzlich erfasst mich Entschlossenheit. Ich trete nach draußen und laufe an ihm vorbei. Er stolpert hinterher, überrascht. „Wohin denkst du, gehst du?“ „Du meinstest, du tust alles dafür. Bring mich zu deiner Mutter.“

„Kannst du mir nicht –“ Ich stoppe abrupt und fixiere ihn. „Entweder bringst du mich zu ihr, und ich kann ihr helfen, oder du findest selbst einen Weg, ihr zu helfen.“ Er grummelt etwas Unverständliches, folgt mir aber mit Abstand. Während wir durch die stillen, schmalen Gassen von Little Gidding laufen, fällt mir die eigenartige Ruhe auf. Ich bleibe stehen, mustere ihn. Er sagt nur knapp: „Du wirst schon sehen. Folge mir einfach.“ Unerwarteterweise führt er mich zu der großen Lagerhalle anstatt zu sich nach Hause. Ich will gerade fragen, was zur Hölle wir hier tun, doch noch im selben Atemzug stößt er die Tür auf und mir entfährt beinahe ein kleiner Schrei. Über das halbe Dorf liegt hier. Alle so blass und abwesend wie Corianne es war. Das ist so viel schlimmer, als ich befürchtet hatte. Während ich durch die Gänge stolpere, vorbei an hustenden Kindern und apathischen Erwachsenen, erklärt mir Niklaus alles. „Die Ärzte versuchten, Mutter mit deinen Kräutern zu heilen, doch jeder der sie berührte, wurde ebenfalls von dieser Seuche befallen. Und jeder, der nun die Ärzte anfasste, wurde auch angesteckt. Die Krankheit verbreitete sich wie ein Fluch und nun wurden alle hierhergebracht. Elizabeth, sie werden von Tag zu Tag schwächer, du musst etwas tun.“ Nun stehe ich vor einem kleinen Mädchen. Sie hat dunkle Augenringe und aus ihrer Nase tropft unaufhörlich Blut.

Es ist, wie Nik sagte, tatsächlich ein Fluch. Die Leute wurden von einem Schatten befallen, der wie ein Unkraut an ihrem Gehirn haftete. Ich kann diese Dunkelheit in ihr spüren. Ich spüre sie in allen in diesem Raum. Mir ist schleierhaft, wie Corianne mit dem Fluch in Verbindung kam, aber es spielt keine Rolle. Niklaus' Stimme taucht wieder hinter mir auf. „Du weißt, was es ist, oder? Kannst du ihnen helfen?“ Meine Beine zittern ungeplant heftig und mein Atem geht schneller. Vor mir sehe ich nur die vielen Leute, die im Sterben liegen – die alle von meiner Magie abhängig sind. „Elizabeth ist alles –“ „Ich muss hier raus!“ Ich stürme aus dem Lager, das nach Seuche und Tod stinkt. Niklaus sprintet mir hinterher. Draußen ringe ich nach Luft, alles dreht sich. In meinem Kopf spuken nur vier Wörter. Ich kann das nicht. Ich bemerke Nik erst, als er schon neben mir steht. „Elizabeth, was ist das Problem.“

Du weißt doch was zu tun ist, dann ist der Rest doch nicht so –“ „Nein! Wage nicht zu sagen, es wäre nicht so kompliziert. Du hast keine Ahnung, wie es ist, ich zu sein. Diese Leute da drinnen, das gesamte Dorf hasst mich. Du hasst mich! Und jetzt verlangst du, euch allen zu vergeben? Wenn ich jetzt versage, klebt noch mehr Blut an meinen Händen. Ich kann das nicht!“

Dann breche ich endgültig zusammen. Mein Körper krampft bei jedem Schluchzen. Niklaus ist neben mir auf die Knie gesunken. Auch in seinen Augen glänzen Tränen. „Ach Lissy. Ich hasse dich nicht, ich war nur ... ich weiß, es ist egoistisch, aber wenn ich so tue als ob, dann ist das so viel leichter als mir einzugestehen, dass ich meine beste Freundin vermisste. Und verdammt, Ich habe dich jeden einzelnen Tag vermisst. Nichts, was ich tat, sollte dir wirklich schaden.“ Ich schniefe. „Und mein Handel letzten Freitag? Und dass ich aussehe wie – wie eine Hexe.“ Er lacht, seine Stimme klingt kratzig als würden ihm die Worte im Hals stecken bleiben.

„Der Kaufmann war ein Betrüger. Seine Seide war einfacher Stoff, den man billig aus dem Reich der Franken erhält. Und zu deinem Aussehen, du bist die wunderschönste Hexe, die ich kenne und es tut mir unfassbar leid, dass es erst einen Seuchenausbruch benötigt, damit das jemand sagt.“ Dann zieht er mich in seine Arme. Er riecht noch genauso, wie ich ihn in Erinnerung habe. Ich spiele kurz mit dem Gedanken, dass all seine Worte nur Mittel zum Zweck wären, doch meine Intuition sagt mir das Gegenteil. Leise gestehe ich ihm das Problem. „Ich weiß, es ist dumm, aber ich glaube einfach nicht daran, dass ich das schaffe. Ich – ich habe aufgehört, an mich zu glauben, Nik.“ Er schaut mir fest in die Augen. „Ich glaube an dich, Lissy. Ich habe nie damit aufgehört. Und jetzt geh da rein und zeige allen, dass du es wert bist, geachtet zu werden.“ Er zieht mich auf die Beine und nimmt meine Hand. Es fühlt sich seltsam und doch so vertraut an. Gemeinsam betreten wir erneut die Halle und diesmal bin ich nicht allein.

Ich stehe in der Mitte, die Kranken in einem Kreis um mich herum. Ich schließe die Augen. Dann beginne ich. Sammele all das Licht in dem

Raum, ziehe die Wärme aus den Kerzen und konzentriere mich nun auf die Dunkelheit. Ziehe sie aus ihrem Nest in den Köpfen meiner Leute. Lasse sie durch das Gute austauschen. Auf meiner Stirn bildet sich ein leichter Schweißfilm, doch es funktioniert tatsächlich wie erhofft. Der Gedanke daran, dass jemand an mich glaubt, stärkt mich. Solange, bis die Dunkelheit plötzlich auf mich zusteuert und sich in mich hineinfrisst. Dann wird alles schwarz.

Als ich aufwache, bin ich in einem großen hellen Raum, den ich nicht wiedererkenne. Ich schaue mich um und stelle fest, dass ich alleine bin. „Ich habe dich erwartet, Elizabeth.“ Ich wirble herum und sehe – „Mum?“ Weinend renne ich auf sie zu, will sie umarmen, doch ich greife bloß durch sie hindurch. Sie lächelt traurig. „Es tut mir leid, mein Schatz. Ich bin ein bloß ein Geist, eine Erinnerung. Ich bin hier, um dich zu beglückwünschen. Natürlich weiß ich, was du durchgemacht hast. Tatsächlich war sogar ich die Person, der du das zu verdanken hast. Ich konnte dich nicht gehen und in die freie Welt ziehen lassen, also behielt ich dich hier, denn du hattest etwas sehr Wichtiges verloren. Deinen Glauben an dich selbst. Nun liegt es an dir. Du kannst hier bei mir bleiben. In der Dunkelheit. Oder du kehrst zurück, in dein Leben und verlässt endlich dieses Drecksloch von Dorf. Du bist bereit, Elizabeth. Ich glaube an dich.“ Dann ist sie verschwunden. Ich könnte ihr folgen und einfach verschwinden, aber nein. Jetzt weiß ich endlich, wo mein Platz ist. Endlich wache ich auf.

„Elizabeth! Hörst du mich?“ Blinzeln öffne ich die Augen. Ich liege auf dem Boden, Nik mit panischem Blick über mir. „Ja, mir geht’s gut.“ Er zieht mich zu sich. „Gott sei Dank. Du hast es geschafft, Lissy! Damit kannst du jetzt dem ganzen Dorf beweisen, dass du es draufhast!“ Ein Kloß bildet sich in meinem Hals. „Nik – ich muss dir was sagen.“ Er lächelt mich an. „Du kannst mir alles erzählen, das weißt du.“ „Ich werde das Dorf verlassen, ich habe, als ich weg war, mit meiner Mutter gesprochen und ich kann es jetzt.“ Niklaus steht auf und starrt mich fassungslos an. „Das kann und darf nicht dein Ernst sein! Ich habe dich gerade wiedergefunden. Bitte tu mir das nicht an.“ Tränen laufen mein

Gesicht herab. „Es tut mir so leid, aber ich muss es tun, Nik. Ich werde sanft gehen für dich. Du wirst dich nicht einmal an mich erinnern.“ Er schüttelt den Kopf, als könnte es mich von meinem Vorhaben abbringen. Ich lege meine Hand an seine Wange und er schließt seine Augen. Fast schon ergeben. Dann beginne ich mit dem zweiten Zauber an diesem Tag. Beginne, mich selbst zu löschen. Jede einzelne Erinnerung, die guten sowie die schlechten. Als ich fertig bin, trete ich zurück und starre ihn bloß an. Er braucht ganze 10 Sekunden, bevor er seine Augen wieder öffnet und mich erwischt, wie ich ihn mustere. Für einen kurzen Augenblick wünsche ich mir selbstsüchtigerweise, dass der Zauber nicht gewirkt hat. „Es tut mir leid, aber kenn ich Sie, Miss?“ Ich lächle, kann aber nicht die Tränen davon abzuhalten, in mir hochzusteigen. „Vielleicht in einem anderen Leben.“ Dann drehe ich mich um und verlasse endgültig die Halle.

Während ich meine Sachen packe, weine ich. Um Nik, um mein altes Leben, selbst und das Dorf, was mich hasst. Als ich durch die vertrauten Gassen laufe, ist es anders als je zuvor. Die anderen beachten mich nicht, und wenn doch, lächeln sie nur kurz. Ich könnte hierbleiben. Aber jetzt weiß ich, dass mein Platz woanders ist. Vor der Stadtgrenze halte ich noch ein letztes Mal inne – zögere. Doch dann fasse ich all meinen Mut zusammen ... und verlasse mein altes Leben.

Sandro Deppeler, 45 Jahre

Als der heilige Korbinian zur Notlegende greifen musste

Der heilige Korbinian ist zu Lebzeiten vom Papst zum Bischof geweiht worden, hat das Kloster Kuens bei Meran und die Kirche Weihenstephan gegründet und ist der Schutzpatron des Erzbistums München-Freising, der Stadt Freising und der Kathedrale von Evry bei Paris. So weit, so beeindruckend. Was aber alle Nicht-Wissenschaftler viel interessanter finden dürften, ist die Legende mit dem Bären. Diese überliefert, dass Korbinians Pferd während der zweiten Pilgerreise nach Rom im Jahre 714 von einem Bären gerissen worden sei. Daraufhin habe Korbinian den Bären Kraft seines Glaubens gezähmt und ihn sein Gepäck bis nach Rom schleppen lassen.

Kritische Geister mögen Zweifel hegen, dass sich ein Bär kurzerhand zähmen und zum Lastentragen einspannen lässt. Immerhin muss es sich um einen ausgewachsenen Braunbären gehandelt haben, denn in Europa existiert nur diese Bärenart und das Tier soll nichts Geringeres als ein Pferd – oder zumindest einen Maulesel – getötet haben. Der Bär dürfte somit mindestens 250 Kilogramm gewogen und aufgerichtet einen Menschen um mehr als zwei Köpfe überragt haben. Kann die Legende also stimmen?

Nun, so unglaublich es klingen mag: Der heilige Korbinian war tatsächlich in Begleitung eines ausgewachsenen Braunbären nach Rom gepilgert und hat sich von ihm sein Gepäck tragen lassen. Doch ob tatsächlich der Glaube allein dafür verantwortlich war, kann man durchaus hinterfragen. Denn zugetragen hat sich die Geschichte ein klein wenig anders, als uns die Legende weismachen will. Und zwar so:

Des Nachts

Über ihm leuchteten die Sterne und der Mond und vor ihm die Flammen eines Feuers. Korbinian saß an der Feuerstelle und genoss einen weiteren lauen Sommerabend, die seit der Überquerung der Alpen beinahe zur Gewohnheit geworden waren. Einmal mehr beglückwünschte er sich zu seinem Entscheid, ein zweites Mal nach Rom zu pilgern. Wenn nach der ersten Pilgerreise schon nicht wie ersehnt, Ruhe und Frieden eingekehrt waren, konnte es beim zweiten Mal kaum schlimmer enden. Er war damals nach seiner Ankunft – auch wenn das nie seine Absicht gewesen war – von Papst Konstantin zum Bischof geweiht worden. Es war also gar nicht möglich, ihm ein Amt mit noch mehr Verpflichtungen und Aufgaben zu übertragen. Umso wunderbarer empfand er die Zeit auf der Pilgerreise. Hier hatte Korbinian seine Ruhe und das war so schön, dass er sein Nachtlager an jenem Tag schon lange vor Einbruch der Dämmerung aufgeschlagen hatte, kaum fünf Kilometer vom letztmaligen entfernt. Sollte sich die Reise ruhig in die Länge ziehen. Einsetzendes Hufgetrappel und Schnauben seines Maulesels rissen ihn aus seinem wohligen Schlummer. Etwas musste das Tier aufschrecken. Es zerrte immer stärker am Strick, an dem es an einem nahegelegenen Baum angebunden war, und begann bald darauf zu wiehern. Korbinian sprang auf, packte seinen Bischofstab und den Dolch und hastete zu seinem Lasttier. Wenn es derartig in Panik geriet, musste er damit rechnen, dass irgendwo in der Dunkelheit ein Raubtier herum-schlich. Er beruhigte den Maulesel so gut es ging und spähte ange-strengt um sich. Als er sich einmal um die eigene Achse gedreht hatte und wieder zum Feuer blickte, blieb ihm vor Schreck beinahe das Herz stehen. Er erkannte die Silhouette einer Frau und gleich dahinter diejenige eines großen Bären! Die Unglückliche schien gar nicht bemerkt zu haben, dass unmittelbar hinter ihrem Rücken der Tod lauerte. Geistesgegenwärtig zog Korbinian den Dolch, hob den Bischofstab und stürmte auf das Tier zu. Doch welch' Närrin das sein musste, der er da zu Hilfe eilte! Trotz Korbinians Warnrufen blieb das dumme Huhn an Ort

und Stelle stehen. Und als wäre das nicht schlimm genug, winkte sie dem heranstürmenden Pilger auch noch zu und stellte sich ihm doch tatsächlich sogar in den Weg! Korbinian musste sie zur Seite rempeln, damit er sich auf den Bären stürzen konnte. Dabei verlor er jedoch das Gleichgewicht, stolperte über einen Stein und fiel dem Raubtier direkt vor die Füße. Sofort warf sich der Bär auf ihn, drückte ihn mit seinen mächtigen Tatzen zu Boden und ... leckte ihm das Gesicht ab.

Brunos Schicksal

Es bestehe kein Grund zur Beunruhigung. Der wolle nur spielen, keuchte die Fremde, während sie verzweifelt versuchte, den Bären von Korbinian wegzuzerren. Doch das Tier blieb standhaft und bearbeitete Korbinians Gesicht unbeirrt mit seiner Zunge weiter. Die junge Frau erbat sich einen Moment Geduld und zog eine Flöte hinter dem Bären hervor. Erst da bemerkte Korbinian, dass der Bär mit Gepäck beladen war. Die Fremde begann zu spielen und sogleich ließ der Bär von Korbinian ab, stellte sich auf seine Hinterbeine und begann erst hin und her zu wippen und sich daraufhin gar im Kreis zu drehen und mit seinen Tatzen zu klatschen. Korbinian kroch rücklings davon und rappelte sich zitternd auf, während er seinen Blick ungläubig zwischen dem tanzenden Bären und der musizierenden Frau hin und her wandern ließ.

Anna sei ihr Name, erklärte die Frau, als sich sowohl Korbinian wie auch der Bär wieder beruhigt hatten. Sie habe keinesfalls die Absicht gehabt, ihn zu erschrecken, sondern nur zu fragen, ob für die Nacht noch ein Platz am Feuer frei sei. Sie sei in Eile und wolle nur eine kleine Mahlzeit kochen, sich hinlegen und noch vor Tagesanbruch weiterziehen. Der Tisch des Herrn stehe für jedes seiner Kinder offen, entgegnete Korbinian und deutete Anna, sich hinzusetzen. Diese nahm das Angebot dankend an, aber bemerkte die misstrauischen Blicke wohl, die Korbinian ihrem pelzigen Begleiter zuwarf.

Bruno sei ein Tanzbär, erklärte Anna deshalb rasch, unter Menschen aufgewachsen und absolut harmlos, ohne Krallen und ohne Fangzähne. Seine Mutter sei von Jägern erlegt worden und einer der Jäger habe das Bärenjunge mitgenommen. Nur wenige Tage später sei es ihm von einem Gaukler abgekauft worden. Der habe es dressiert und sei mit ihm von Stadt zu Stadt gezogen, wo er den Bären vor Schaulustigen tanzen ließ. Der Gaukler war jedoch dem Glückspiel verfallen und verlor Bruno als Wetteinsatz an einen Gastwirt. Der Wirt wollte Bruno als Wachtier für seinen Gasthof einsetzen. Der Schwachpunkt dieser Idee zeigte sich allerdings gleich beim ersten Überfall, als Bruno sich den Banditen nicht nur nicht in den Weg stellte, sondern von ihnen gar als Lastenträger für ihre Beute benutzt und mitgenommen wurde. Die Räuber teilten die Beute auf und Bruno landete bei einem Bandenmitglied, das bald darauf nach einer missglückten Schmuggeltour bei einem mächtigen Großkriminellen mächtig in der Kreide stand. Um seinen Hals zu retten, musste er ihm all seinen Besitz abgeben, darunter auch Bruno. Der diente seinem neuen Besitzer fortan als Attraktion für seine Gäste. Das ging so lange gut, bis an einem Fest ein paar beschwipste Gäste den Einfall hatten, Bruno krugweise Wein einzuflößen. Der sternhagelvolle Bär geriet außer Rand und Band, stürmte randalierend in den Speisesaal, wo Panik unter den Gästen ausbrach, und im heillosen Durcheinander traf ein Pfeil des betrunkenen Anführers nicht Bruno, sondern seine Mutter. Aus dem darauffolgenden Tumult habe Bruno schwer verwundet fliehen können und sich tief in die Wälder zurückgezogen, wo Anna ihn halb tot gefunden und gesund gepflegt habe.

Leider spreche es sich herum, wenn eine einen Bären als Haustier halte. Eines Tages seien zwei Männer des Kriminellen im Dorf aufgetaucht und hätten die Herausgabe von Bruno gefordert, weil ihr Oberhaupt nach Vergeltung für den Tod seiner Mutter trachtete. Gegen die bewaffneten Banditen war Anna machtlos, aber sie sei ihnen gefolgt und habe Bruno, als die beiden Halunken unterwegs in einem Gasthof übernachteten, im Schutz der Dunkelheit aus dem Stall befreit. Seither sei sie auf der Flucht.

Wie ehemals mit dem Gaukler zog Bruno nun mit Anna kreuz und quer durchs Land, von Ort zu Ort und tanzte vor Publikum. Damit verdienten die Beiden gerade so genug, um über die Runden zu kommen. Länger als ein oder zwei Tage wagte Anna aber nirgends zu verweilen, um nicht erneut Brunos Jäger anzulocken. So befanden sie sich seit über einem halben Jahr auf der Wanderschaft. Doch das Schicksal meinte es nicht gut mit Anna. Im Dorf, in dem sie vor zwei Tagen Halt gemacht hatten, wohnte eine Cousine und die habe ihr mitgeteilt, dass ihr Vater schwer erkrankt sei, erzählte Anna traurig. Nun müsse sie so rasch wie möglich in ihr Dorf zurückkehren und dadurch wohl oder übel das Risiko eingehen, Bruno dem rachsüchtigen Ganovenboss in die Arme zu treiben.

Ein Lasttier ist ein Lasttier

Korbinian hatte schweigend zugehört und nach dieser Leidensgeschichte sah er Bruno, der sich etwas abseits hingelegt hatte und an einer großen Rübe herumknagte, mit anderen Augen. Wieso sie den Bären denn nicht einfach frei lasse, erkundigte sich Korbinian. Das habe sie durchaus versucht, seufzte Anna, doch Bruno loszuwerden sei ein schwieriges Unterfangen. Der Bär sei ihr Mal für Mal hinterhergetrottet, egal wie fest ihn Anna auch weggescheucht habe. Erst als sie ihm eine Schafskeule hingelegt und Bruno sich freudig darüber hergemacht habe, sei es ihr gelungen, sich unbemerkt aus dem Staub zu machen. Als sie aber von einer nahegelegenen Anhöhe einen letzten Blick zurückgeworfen habe, sei sie Zeuge geworden, wie ein Dachs dem Bären die Keule streitig gemacht und ihn nach einem kurzen Gerangel in die Flucht geschlagen habe. Kurz und gut, Bruno auszusetzen, wäre wohl sein Todesurteil, erklärte Anna nachdenklich.

Eine Weile lang war nur das Knistern des Feuers, das Blubbern des Suppenkessels und das Schmatzen des Bären zu vernehmen, während die beiden Reisenden in die Flammen starrten und ihren Gedanken

nachhingen. Korbinian hatte sich innerlich ins Gebet vertieft, als er plötzlich aufsprang. Sie würden tauschen, schlug er Anna aufgeregt vor, Bär gegen Maulesel. Er müsse sowieso zu Fuß pilgern, da spiele es keine Rolle, ob ein Maulesel oder ein Bär sein Gepäck trage. Anna hingegen könne auf dem Maulesel reiten und komme damit viel schneller nach Hause zu ihrem kranken Vater als zu Fuß. Er werde mit Bruno nach Rom ziehen und dort auf sie warten. Sobald es die Umstände zulassen, solle Anna in die Heilige Stadt nachreisen, wo sie ihre Lasttiere wieder zurücktauschen würden.

Mit wachsender Begeisterung hatte Anna Korbinian zugehört. Damit sei sie ja auf einen Schlag all ihre Probleme los. Sie könne ihm gar nicht genug danken für dieses Angebot, stammelte Anna gerührt. Mit einem Handschlag war die Sache abgemacht. Während sie ihre Suppe löffelten, besprachen die Beiden die letzten Einzelheiten und legten sich dann schlafen.

Notlegende

Am nächsten Morgen luden sie das Gepäck um und verabschiedeten sich. Im Gegensatz zum Maulesel, der den Wechsel seines Meisters teilnahmslos hinnahm, machte Bruno keinerlei Anstalten, freiwillig von Annas Seite zu weichen. Es war ein Ritt zum nächsten Dorf und der Kauf eines Dutzends Honigwaben notwendig, um Bruno davon zu überzeugen, Korbinian zu folgen. Anna blickte den Beiden noch eine Weile hinterher, wendete dann den Maulesel und machte sich auf den Weg zu ihrem Vater.

Die Bestechung mit Honig zeigte Wirkung. Bruno gewöhnte sich an Korbinian und trottete dem Pilger – wohl in der Hoffnung auf Nachschlag – bald treuselig hinterher. Es erstaunt kaum, dass eine derartige Reisegruppe Aufmerksamkeit erregte und sich die Kunde von dem Pilger mit dem Bären rasch herumsprach. Es dauerte nicht lange, bis auch Leute des Verbrechers, der Bruno immer noch für den Tod

seiner Mutter verantwortlich machte, Wind davon bekamen. Und so stellten sich Korbinian kurz vor Arezzo zwei dunkle Gestalten in Kapuzenumhängen in den Weg, zeigten mit ihren Schwertern auf Bruno und wollten wissen, wo der fromme Pilger denn sein ungewöhnliches Lasttier herhabe.

Es blieb keine Zeit, um lange nachzudenken und so entschloss sich Korbinian, sein Glück im Angriff zu suchen. Er holte seine Kardinalskette und seinen Bischofstab hervor und begann mit lauter Stimme zu predigen. Fürwahr, angesichts seines eigenartigen Begleiters, sei diese Frage verständlich. Gottes Willen einzig und allein habe ihm diesen Bären an seine Seite gestellt! Er sei Korbinian von Arpajon und unterwegs auf Pilgerreise nach Rom zum Heiligen Vater, der ihm vor vier Jahren die Bischofsweihe angedeihen lassen hatte. Vor zehn Tagen sei sein Mulesel tragischerweise spätnachts von einem wilden Bären angefallen und in Stücke gerissen worden! Er sei herbeigeeilt, um dem Massaker Einhalt zu gebieten, doch zu spät ... Hilflos habe er mitansehen müssen, wie die tollwütige Bestie sein treues Lasttier zerfleischte. Der Verzweiflung nahe habe er sich an Gott gewandt und den Allmächtigen um Rat gebeten. Und siehe da, auch der Herr sei über den Frevel erzürnt gewesen und so habe er seinem Diener die Macht erteilt, den Bären zu zähmen, dass fortan dieser an Stelle des Maultiers sein Gepäck in die Heilige Stadt trage! So sei er denn zu dem Untier herangetreten, das im Blutrausch sein Pferd ausweidete, und habe es im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes gesegnet. Im Handumdrehen habe sich das blutrünstige Biest in das lammfromme Schoßtier verwandelt, das sie hier vor sich sähen. Es habe sich ohne Murren das Gepäck aufladen lassen und folgte ihm fortan auf Schritt und Tritt. So ward es geschehen. Gelobt sei der Herr!

Zu Korbinians Pech wurde Gott nach seiner Rede gleich dutzendfach gepriesen. Nahe der Stadt war die Straße belebt, so dass im Laufe seiner Erzählung mehr und mehr Leute herbeigeströmt waren. Sie hatten sich um ihn gescharrt, Bruno begafft und seinen Worten gelauscht, was überhaupt nicht in Korbinians Absicht gelegen war. Doch die

Zuhörenden hingen regelrecht an seinen Lippen und schienen seine Notlüge nicht im Geringsten anzuzweifeln. Immerhin traf das auch auf die beiden Gauner zu. Auch sie bekreuzigten sich, erbaten Korbinians Segen und ließen ihn und Bruno weiterziehen. Allerdings war die Erzählung, die er in der Not erfunden hatte, um Brunos Fell zu retten, von jenem Tag an in aller Munde und verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Die Legende von Korbinian und dem Bären war geboren.

Die Moral von der Geschichte'

Korbinian und Bruno setzten ihre Reise fort und wurden auf ihrem Weg nach Rom kein weiteres Mal von Schurken belästigt, ganz im Gegensatz zu allerlei anderen neugierigen Leuten. Die Legende hatte es sogar schneller nach Rom geschafft als ihre beiden Hauptfiguren. Korbinian war es ganz und gar nicht recht, dass die erlogene Geschichte dermaßen populär geworden war und legte bei Papst Konstantin höchstpersönlich die Beichte ab. Von einer öffentlichen Richtigstellung wollte dieser aber nichts wissen. Ganz im Gegenteil, er habe vor, am übernächsten Sonntag einen öffentlichen Gottesdienst auf dem Petersplatz abzuhalten, an dem Korbinian und Bruno auftreten und den Gläubigen mit ihrer Geschichte die Macht Gottes näherbringen sollten. Später solle der Bär in einen Käfig gesteckt werden, damit ihn die Menschen gegen einen kleinen Eintrittspreis bestaunen könnten. Solche Legenden stärkten den Glauben der Leute, erklärte Papst Konstantin, da heilige der Zweck die Mittel. Korbinian wurde speiübel.

Anna traf drei Tage später in Rom ein. Korbinian fiel ein Stein vom Herzen, als ihm die Nachricht von ihrer Ankunft überbracht wurde. Noch am selben Abend verabredeten sie sich in einem Gasthaus zum Abendessen. Annas Vater war eine Woche nach ihrer Heimkehr verstorben. Gleich nach seiner Beerdigung hatte sie den Maulesel wieder gesattelt und war auf dem schnellsten Weg nach Rom galoppiert, um wieder bei ihrem Bruno sein zu können. Korbinian brachte es kaum

übers Herz, Anna seine missliche Lage zu erklären und ihr mitzuteilen, dass sie Bruno nicht wieder mitnehmen könne. Doch dieses Mal hatte Anna eine Idee.

Sie trafen sich nach Einbruch der Dunkelheit in einer einsamen Gasse nahe der Hütte, in der Bruno eingesperrt war. Korbinian schlenderte mit einer Laterne in der Hand zur Eingangstüre, während Anna der Mauer entlang hinterherschlich und sich hinter der Hütte versteckte. Korbinian plauderte ein wenig mit dem Stallknecht, der Wache hatte, und wünschte dann seinen Bären zu sehen. Etwas später trat er wieder heraus und befahl dem Stallknecht, einen Krug Honig aus Trentino herzuschaffen. Der Bär sei äußerst unruhig und scheine starkes Heimweh zu haben. Honig aus seiner Heimat werde ihn besänftigen. Auf die erstaunte Frage, woher er denn um diese Tageszeit Honig und erst noch solchen aus Trentino auftreiben solle, lächelte Korbinian milde und beruhigte den Stallknecht, er solle unbesorgt sein, Gott werde seine Schritte lenken. Er werde so lange hierbleiben und zum Bären schauen. Nachdem der verwirrte Stallknecht um die Ecke gebogen war, stürzte sich Anna aus dem Schatten in die Hütte und fiel ihrem Bruno um den Hals.

Nachdem das Wiedersehen ausgiebig gefeiert worden war, banden sie Bruno los, beluden ihn mit Annas Gepäck, wünschten sich alles Gute und Anna verschwand mit ihrem Bären in der Nacht. Korbinian blickte ihnen noch lange nach und betete, dass die beiden ohne Schwierigkeiten aus der Stadt kommen mochten. Danach ging er zurück in den Stall, zerschnitt und zerlöcherte sein Gewand, fügte sich mit einem Rechen Kratzwunden zu, wälzte sich auf dem Stallboden herum und legte sich im Stroh schlafen. Im Morgengrauen wurde er von einem erschrockenen Schrei und dem Klirren eines zerspringenden Honigtopfs geweckt.

Dieser Teil der Geschichte hat es nicht in die Legende geschafft. Die losgeschickten Soldaten der Stadtwache suchten erfolglos nach Bruno. In den Gassen Roms ging noch ein paar Tage die Angst vor einem Bärenangriff um, aber auch diese Aufregung legte sich rasch

wieder. Korbinian trat kurz darauf seine Rückreise an. Er zog nach Bayern, wo er auf der Hinreise einen längeren Halt eingelegt hatte und Bekanntschaft mit Herzog Grimoald gemacht hatte. Im Städtchen Freising ließ er sich schließlich nieder. Bruno ziert noch heute das Wappen der Stadt.

Einleitend haben wir uns die Frage gestellt, ob es tatsächlich nur eine Frage des Glaubens war, dass Korbinian mit einem zahmen Bären, der sein Gepäck trug, in Rom eintraf. Man könnte nun zum Schluss kommen, dass alles andere als Glauben hinter diesem Ereignis steckt. Doch halt: Es mögen noch andere, durch und durch weltliche Faktoren mitgespielt haben, aber Glauben bedeutet auch Mitfühlen. Und Mitgefühl war es, was Korbinian leitete, als er Anna angeboten hatte, ihre Tiere zu tauschen und mit Bruno weiterzuziehen. Wer möchte da also behaupten, dass Korbinian nicht doch Kraft seines Glaubens mit einem Bären als Lasttier nach Rom gepilgert ist?

Otto Ettelt, 18 Jahre

Wider besseres Wissen

Am Sonntag geht man in die Kirche.
Man hat ja Zeit, das trifft sich gut.
Man sitzt still da und hört als Predigt,
dass Gott auch heut noch Wunder tut.

Man betet leise für sich selber
und für die Aktienkurse auch.
Der Weihrauchduft macht leicht benebelt,
doch immerhin ist es so Brauch.

Dann dankt man Gott – man darf jetzt gehen.
Es wurde ja auch höchste Zeit:
Für unbezahlte Überstunden
gibt's keine Bonus-Seligkeit.

Man hat den Schirm zu Haus vergessen,
es regnet wie zur Sündenflut.
Dann wird man nass und merkt bedröppelt,
dass Gott heut doch kein Wunder tut.

Am Montag hat man schlechte Laune,
die Woche fängt wie immer an.
Man hofft noch immer auf ein Wunder,
doch keiner glaubt mehr wirklich dran.

Man glaubt nur noch ans Wochenende,
man wünscht sich etwas freie Zeit.
Der Freitag kommt und geht vorüber.
Man seufzt und tut sich selber leid.

Am Samstag schläft man etwas länger,
dann gibt es Frühstück und Kaffee.
Am Nachmittag schläft man schon wieder.
Man wünscht sich Glück, doch kriegt nur Klee.

Trotzdem geht man erneut zur Kirche,
zwar klingt es wie ein alter Hut.
Gleichwohl, wer kann schon sicher sagen,
ob Gott nicht doch noch Wunder tut.

Felix Frank, 14 Jahre

Die Kerze

Die Kerze steht schon da, als ich die Kirche betrete. Ich weiß nicht, wer sie angezündet hat. Vielleicht jemand, der genau wie ich nicht wusste, was er sonst tun soll. Eigentlich wollte ich nur kurz hineinschauen. Mama hat gesagt, es könnte mir guttun. Sie hat dabei so geguckt, als wäre sie sich selbst nicht sicher. Seit Papa im Krankenhaus liegt, guckt sie öfter so.

In der Kirche ist es kühl und still. Meine Schritte klingen viel zu laut auf dem Boden. Ich setze mich auf eine Bank in der letzten Reihe. Von hier aus kann ich alles sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Die Kerze flackert leicht. Ihr warmes Licht wirft einen zitternden Schatten an die Wand. Ich frage mich, wie so etwas Kleines gegen so viel Dunkelheit ankommen soll. Ich denke an Papa. An sein Lächeln, das in letzter Zeit immer müder wurde. Im Krankenhaus hat er meine Hand gedrückt und gesagt, ich solle mir keine Sorgen machen. Erwachsene sagen das oft, wenn sie selbst welche haben. Ich weiß nicht, ob ich an Gott glaube. In der Schule haben wir darüber gesprochen, aber es fühlte sich immer wie ein Thema an, das nichts mit mir zu tun hat. Jetzt sitze ich hier und merke, dass ich mir doch wünsche, dass da jemand ist.

Langsam falte ich meine Hände. Es fühlt sich ungewohnt an, fast ein bisschen peinlich. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Also sage ich gar nichts. Ich denke nur an Papa und daran, dass alles wieder normal werden soll. „Bitte“, flüstere ich schließlich. In diesem Moment bewegt sich die Flamme der Kerze. Nur kurz. Wahrscheinlich ist es nichts Besonderes. Trotzdem spüre ich, wie mein Herz schneller schlägt. Für einen Augenblick hoffe ich, dass dieses kleine Licht mehr kann, als es aussieht. Ich sitze noch eine Weile da. Die Stille fühlt sich nicht mehr ganz so schwer an. Als hätte sie Platz gemacht für etwas anderes. Etwas Leises. Bevor ich gehe, stehe ich auf und zünde eine zweite Kerze an.

Meine Hände zittern ein wenig. Ich stelle sie neben die erste. Zwei kleine Lichter sind heller als eins, denke ich.

Draußen scheint die Sonne genau wie vorher am klaren Himmel. Die Welt hat sich nicht verändert. Aber in mir ist etwas ruhiger geworden. Ich weiß nicht, ob das Glaube ist. Doch vielleicht beginnt er genau dort, wo man hofft, obwohl man keine Sicherheit hat.

Maria Theresa Fuchs, 16 Jahre

Die drei Wege

Der gute Weg

„Und bei einem Mann“, sagten die Eltern mir,
da war ich gerade einmal vier,
„bei einem Mann wirst du glücklich sein,
es sei denn, er lädt dich nicht zuerst zum Essen ein.“

Bevor ich zur Schule ging sogar,
gerade im fünften Lebensjahr,
wurde mir gezeigt, wie man den Herrn verehrt
und man hatte mich das „Vater unser“ gelehrt.

Ist es nicht niedlich anzuseh'n,
das Kindlein vor'm Ins-Bettchen-Geh'n?
Wie es betet so andächtig
zu seinem Herrn im Himmel mächtig.

Nun ging ich in die Schul' am Morgen.
Um Noten machte ich mir keine Sorgen,
denn ich wusste, dass Gott, der schützte,
mich in der Schule unterstützte.

Und auch im Reli-Unterricht
hörte man nie ein „Weiß ich nicht“.
Mein Wissen über meinen Glauben
konnte einem schier den Atem rauben!

Nun hatte ich Kommunion,
alle Verwandten kamen schon,
um zu seh'n, wie ich die Hostie empfang
und mit Jesus durch mein Leben ging.

An diesem besonderen Tag in meinem Leben
wurde mir als Geschenk ein Büchlein gegeben
mit Sprüchen, die ermutigen sollten,
von meinen Eltern, die mir damit Gutes tun wollten.

Schnell war das Büchlein durchgelesen
über Gott und seine Engel, die himmlischen Wesen.
Ich fühlte mich beschützt, und die Ermutigungen
des Büchleins war'n wirklich gut gelungen.

So hing an meiner Zimmertür
mein Lieblingsspruch, aber wofür?
Damit nun alle Freude hätten
daran, sich vom Glauben lassen zu retten:

„Ich bin deine Hoffnung und dein Licht.
Ich sage dir: „Verzage nicht!“,
denn alles, was da lebt und ist,
liebt Gott – dich auch, so wie du bist!“

Zwölf Jahre war ich nun schon alt.
Die Pubertät begann schon bald,
doch meine Eltern fassten Mut:
„Mit Gott, da wird schon alles gut.“

Freundinnen fingen an zu quatschen
über Kleidung, Schuhe, Make-up, Taschen.
Zu guter Letzt auch über Jungen
und wer ihnen ist ins Auge gesprungen.

Die Jungen kamen ins Klassenzimmer.
Das Gekicher der Mädchen wurde immer schlimmer.
„Jetzt sag schon!“, sagte eine, die neben mir stand,
und fragte mich, wen ich toll fand.

Sie kamen öfter, solche Fragen.
Ich hasste es, mich damit rumzuplagen.
„Ich habe mich noch nie verliebt.
Ich warte, bis es den Richtigen gibt.“

„Ach, das mit Männern, das ist schwer“,
sagte meine Mutter einmal mehr.
„Warum beschäftigst du dich dann mit ihnen?“
„Wer soll denn sonst zum Familie-Gründen dienen?“

„Kind, hör mir gut zu.
Den Richtigen finden musst du,
denn Männer gibt es wie Sand am Meer,
aber nicht alle geben viel her.“

Die Frauen in unserer Nachbarschaft,
die haben das noch nie gerafft.
Daher kommen ja die Ehekrisen,
von den falschen Männern, diesen miesen.“

Was brachten sie, die Diskussionen?
Einen Haufen negativer Emotionen.
„Unglücklich-Sein“ klang wie ein Schicksal.
Was blieb einem da für eine and're Wahl?

Frauen, die unglücklich sind wegen Männern.
Könnte man daran nichts verändern?
Warum müssen sie alles versauen?
Sehen sie nicht den Wert der Frauen?

„Nur das Eine“ oder „Zu wenig Empathie“ –
alt werden diese Beschwerden nie.
Ist es denn wirklich so schwer, zu geben,
was eine Frau braucht in ihrem Leben?

„Traurig“, dachte ich, „dass Frauen nicht kriegen,
was sie eigentlich verdienen.
Wär’ ich ein Mann, würd’ ich es besser tun,
doch so muss ich untätig ruh’n.“

Inzwischen war ich fast sechzehn,
hörte von Freundinnen, die auf Dates geh’n.
Würde ich auf mich nehmen die Hürden
dafür, dass Jungs nicht zu mir passen würden?

So veränderte sich die Sicht.
Vorstellungen kamen ans Licht,
die unerwünscht waren, sogar sehr:
Blickkontakt, Lächeln, Gespräche, mehr.

Bald schon baute Empathie für Frauen
auf mehr als nur bloßem Misstrauen
gegenüber männlichen Kompetenzen
und ließ sich davon klar abgrenzen.

Zarte Haut, lange Haare,
das war für mich nun das Wahre.
Beeindruckend wurde die weibliche Figur,
Augen, Lippen, Charakter, Natur.

Viel Verzweiflung brachte das mit sich.
Gott zu gefallen, das war mir wichtig.
„Vielleicht ist’s eine Phase nur“,
doch von Besserung fehlte jede Spur.

Träumend ging ich durch den Tag.
„Ach, hätte ich nur, was ich mag“,
auch wenn ich wusste: „Das wird nie gescheh'n.
Es gibt and're Wege für mich zu geh'n.“

Gespräche über Männer fühlten sich schlecht an.
Ich dachte mir: „Was, wenn ich sie nie lieben kann?“
In die Kirche zu gehen wurde ein Graus.
Ich hielt es vor Scham fast nicht mehr aus.

Wie oft war ich den Tränen nah,
wenn ich am Altar den Pfarrer sah.
Ich kam nach Haus', wollte meine Ruh',
stürmte in mein Zimmer, knallte die Tür zu.

Der Liebesspruch, der da aufgehängt,
von meinem Kommunionsgeschenk,
wirkte auf mich wie lauter Lügen,
als wollte man mich nur betrügen.

„Ich dacht', Gott liebt mich wie ich bin.
Ist das denn nicht des Glaubens Sinn?
Wie soll ich denn so glücklich sein?
Würde Gott mir das nie verzeih'n?

Soll ich mir suchen einen Mann,
der mich nicht gut behandeln kann?
Soll ich meine Augen schließen
und mein Leben nicht genießen?

Ja, ich liebe Jesus Christ!
Mein Anker, Licht und Glück er ist.
Ich muss dem Himmelreich nun geben
einen höheren Wert als dem irdischen Leben.

Was sind schon ein paar Jahre Leid
gegen Glück in der Unendlichkeit?“
So war die Sache schnell entschieden:
„Liebe zu Frauen wird gemieden!“

Imaginäres hier und dort,
die Fantasie als Rückzugsort.
Weg von der harten Grausamkeit,
verbracht' ich damit meine Zeit.

Ich baute mir Blasen, die mich umgaben,
mir die klare Sicht aufs Leben nahmen.
Erinnerung, ein falsches Wort,
die Blase platzte, der Schutz war fort.

Kein Schleier mehr, mein Herz gebrochen.
Realität hatte mir nie viel versprochen.
Versinken in Depressionen,
kein Anzeichen, mich zu verschonen.

Und so geh' ich durch die Welt,
ignorier', was mir gefällt.
Durchgehend mit geschloss'nen Augen.
Nur das andere muss taugen.

Nie werd' ich anfangen, falsch zu lieben.
Nur durch Hoffnung angetrieben
kann ich das Verlangen unterdrücken,
um zum Himmel vorzurücken.

Der schlechte Weg

„Sollst du nicht liegen bei wem du möchtest?
Ist das nicht ein Teil von „fair“?
Bei der Person, die du dir suchtest –
und zwar ganz egal wer?

Damit du morgens aufwachen kannst –
das musst du doch versteh'n –
neben der Person, die du zu lieben begannst,
musst du mit der richtigen geh'n.“

So erkläre ich, ein junger Mann,
und bin fast hoffnungslos,
es meiner Mutter, so gut ich kann.
Wenn sie verstünde bloß.

„Aber Sohn“, fängt sie an, mich zu belehren.
Ich weiß schon, was jetzt kommt.
„Du kannst doch so nicht Gott verehren.
Dabei warst du früher so fromm.“

Das hab' ich dir schon oft erklärt,
dass das die Regeln bricht.
Wer Menschen gleicher Art begehrt,
verdient das Erbe Gottes Reiches nicht.

Gott hat Mann und Frau geschaffen als Paar,
nicht Frau und Frau, nicht Mann und Mann.
Und machst du das nicht wahr,
erfüllst du nicht Gottes Plan.

Außerdem ist eines der wichtigsten Ziele
aller vernünftigen Ehen,
Kinder zu kriegen möglichst viele
und alles, was davon abweicht, zu umgehen,

da alles, was dem nicht entspricht,
gilt als egoistisch und unfruchtbar.
Also Sohn, sündige nicht,
denn dass dir das widerfährt, da liegt die Gefahr.“

Die Worte der Mutter verletzen mich.
Mich als egoistisch darzustellen und nicht gut genug.
Aufregung wäre vergeblich,
doch in mir köchelt bereits die Wut.

„Glaubst du, ich könnte kein guter Vater sein,
dass wir keine guten Eltern wären?
Dich stört's, dass wir nicht bewahren den Schein
einer konservativen Familie Ehre.

Uns als egoistisch zu beschreiben,
nur weil wir uns nicht aufzwingen lassen,
bei wem wir letztendlich müssen bleiben,
egal, ob wir ins alte Weltbild passen.

Ich sei nicht würdig, willst du sagen?
Nur weil ich ihn aufrichtig liebe?
Nun, ich werde es trotzdem wagen,
weil ich ihn allem anderen vorziehe.

Ich lasse mir meine Liebe nicht zerstören,
denn sie ist für mich mein ganzes Leben.
Du musst akzeptieren, dass wir zusammengehören
und jeden anderen Gedanken aufgeben.“

„So, ich habe jetzt endgültig genug!“
Sie wirkt nun voller Zorn.
„Ich mache nicht mit bei eurem Betrug!
Dafür habe ich dich nicht gebor’n!“

Die Worte treffen mich wie ein Schlag.
Mich überkommt eine Welle an Trauer,
doch bei dem Gedanken an meinen Antrag,
bildet sich langsam eine Mauer.

Die Meinung meiner Mutter tritt in den Hintergrund.
Meine anfängliche Wut verblasst.
Zu lange hab’ ich gehalten den Mund
und mich nur selbst gehasst.

„Du kannst mich nicht ändern, ich bin wie ich bin,
doch der eigentliche Grund dieser Unterhaltung“,
fahr’ ich nun fort mit ruhiger Stimm’,
„ist, dass ich dir geben wollte eine Einladung.“

Ihre Augen weiten sich.
Verwirrung steht ihr ins Gesicht geschrieben.
Etwas in meinem Herz fühlt sich an wie ein Stich.
Nichts an Verständnis ist übriggeblieben.

„Ich habe ihm einen Antrag gemacht“,
beginne ich, ihr zu erklären.
„Und stell dir vor: Er hat Ja gesagt!“
Ich fantasiiere, wie toll wir als Ehepaar wären.

Wie sie darauf reagiert, ist mir völlig egal,
denn ich weiß jetzt, was für mich zählt.
Meine Mutter hat am Ende nicht die Wahl
und ich selbst entscheide, wen ich wählt.

„Du wirst nicht kommen, nehme ich an.“
Das erscheint mir gar nicht mehr so wild.
Eine Mutter, die mich nicht akzeptieren kann,
wäre unpassend im Hochzeitsbild.

Erfreut wache ich auf am Morgen
des Tages, den ich so herbeigesehnt.
Viel hält dieser Tag verborgen,
viel wird heute noch gescheh'n.

„Endlich werden wir vereint“,
denke ich froh bei mir.
Das Glück, das endlich mit uns zu sein scheint,
bleibt hoffentlich lange hier.

Der Platz neben mir im Bett ist leer,
ein Gefühl ganz ungewohnt.
Allein zu schlafen ist lange her,
doch von Trauer bleibe ich verschont.

Draußen höre ich Schritte vor dem Zimmer,
die die Anwesenheit meines Partners verraten.
Mich erinnern an diesen Morgen werde ich immer,
an den Moment des Fertigmachens und des Wartens.

Ein lautes Klingeln an der Tür,
Stimmengewirr im Flur.
Der eine wird zu mir geführt,
dann hört man ein „Bis später“ nur.

„Ich hoffe, du hast gut geschlafen“,
sagt mein Freund, als er das Zimmer betritt,
„denn Müdigkeit wird dich bestrafen,
bist du nicht ausgeruht und fit.“

Er geht zum Schrank und holt den Anzug heraus.
Interessiert mustert er ihn.
„Sieht gar nicht einmal so schlecht aus“,
sagt er und hilft mir, ihn anzuzieh'n.

Im Spiegel seh' ich uns're Reflexion,
meinen Freund an meiner Krawatte fummeln.
Die Gedanken an meine Mutter kommen schon.
Werden sie weiter in meinem Kopf herumtummeln?

Meine Mutter wird nicht dabei sein heute.
So hab' ich mir das nie gedacht.
Nur Freunde, Schwiegereltern und andere Leute.
Was habe ich denn falsch gemacht?

Ein letzter Check, ob alles sitzt,
in den Spiegel einen letzten Blick.
Ein Lächeln zeigt, jeder Zahn blitzt.
Sogar mein Freund sagt, ich sei chic.

Ich trete auf den Flur hinaus.
Das erste Mal wir uns beide seh'n.
„Er sieht sogar schöner als sonst aus“,
denke ich mir noch, bevor wir geh'n.

Auf dem Weg zum Standesamt
fang' ich wieder an, zu denken,
doch spüre die Wärme seiner Hand,
die liegt zwischen meinen Händen.

Während wir unser'm neuen Leben entgegen geh'n
und die Kirche die Tore verschließt,
kann ich meine Mutter gedanklich vor mir seh'n,
ohne dass eine Freudenträne fließt.

Das Leben uns viel Gutes bringe,
doch strahlt uns're Zukunft wirklich hell?
Glänzend liegen vor uns die Ringe
und jeder Zweifel verschwindet schnell.

Gesprochen werden die letzten Worte.
Die Augen des Partners auf meinen ruh'n.
Sie zeigen mir schöne, fremde Orte
und entfernen alle Sorgen um mich herum.

Nun ist der Moment gekommen.
Die Ja-Worte erklingen.
Die Stimme erstirbt von den Frommen,
die Engel hören auf zu singen.

Die Hochzeitstorte wird angeschnitten.
Es war für meine Mutter vorgeseh'n,
doch so muss ich die Schwiegermutter bitten,
die das völlig kann versteh'n.

Gefeiert, getanzt und gelacht wird.
Glück wird gewünscht dem jungen Paar.
Viele Gerichte werden serviert
und fast jeder ist uns gerade nah.

Am Abend liegen wir zusammen im Bett.
Bittersüß ist diese Nacht.
Der Untergrund findet das alles ganz nett,
während der Himmel die Augen zumacht.

Das Feuer der versteckten Kälte brennt lichterloh.
„Ich kann doch Gefahren erkennen!“
Ich möchte mich wärmen, bin wegen der Hitze froh,
kann nicht widersteh'n, werde mich verbrennen.

Meine Schreie werden vom Himmel nicht erhört.
Ich schlaf' mit dem Gedanken ein,
einmal, nicht von Verboten und Glaube gestört,
so wie ich will glücklich zu sein.

Der normale Weg

„Wie man bei einer Frau liegt, merkt man so früh nicht“,
erklärte mir an der Bar eine der fremden Frau'n,
die mir auf den ersten Blick erschien wie ein Traum.
„Bei einem Mann merkt man's, wenn er spricht.“

Wie interessiert ich ihren Worten lauschte:
„Jedenfalls bin ich froh, zu Frauen gefunden zu haben.
Männer hatten nie etwas Besonderes, das sie mir gaben.“
Ich bewunderte ihre Schönheit, die mich berauschte.

„Und du? Auf wen stehst du?“,
fragte sie, während ihre Augen an meiner Kreuzkette hingen.
„Du hast sicher nichts zu tun mit Frauen und diesen Dingen.“
„Ich bin glücklich und habe einen Freund“, gab ich zu.

„Wirklich? Ist er mit dir hier?“
Die Veränderung in ihrer Stimme konnte ich nicht deuten.
„Ja, hier irgendwo unter all den Leuten.
Trinkt mit Kumpels ein paar Bier.“

„Er hat Freunde dabei, obwohl er mit dir hier ist?“
Verwirrung war in ihrem Gesicht zu seh'n.
„Wer lässt jemanden wie dich einfach so steh'n?
Legt er keinen Wert darauf, dass du bei ihm bist?“

„Doch, er ist gut zu mir und gerade nicht fern.“
Mein Finger zeigte, die Augen blieben an der Frau.
„Blaue Jeans, weißes Hemd, braune Haare. Schau.“
„Gut zu dir? Das hättest du wohl gern.“

Meinst du den, der da hinten bei der Blondine steht?“
Das war wie ein Schlag in den Bauch.
„Aber er liebt mich doch auch.“
„Und warum hat er dann einen Arm um sie gelegt?“

Von unserem Platz aus beobachteten wir den Kuss,
den er der Blondine nun gab.
Ich dachte: „Er ist doch alles, was ich hab‘,
aber ob ich mir das bieten lassen muss?“

Tränen liefen mir übers Gesicht,
Tränen der Trauer und der Wut.
Ich lief auf ihn zu, nahm all meinen Mut,
ohrfeigte ihn, doch die Enttäuschung löste das nicht.

Weiter lief ich zu den Toiletten,
sperrte mich in eine Kabine ein.
War die ganze Zuneigung immer nur Schein?
Man konnte beinahe darauf wetten.

„Er war doch immer so lieb zu mir.
Wie er mir das nur antun kann!“,
dachte ich über den scheinheiligen Mann,
bevor jemand fragte: „Bist du hier?“

Bekannt kam mir die Stimme vor.
Besorgt klang sie und zärtlich,
nicht wie bei meinem Ex so erbärmlich.
Ein leises Klopfen drang an mein Ohr.

Mein Name wurde gerufen, doch ich öffnete nicht.
„Kann ich ihr wirklich vertrauen?
Ohne Weiteres einfach so auf sie bauen?
Woher weiß ich, dass sie mich letztendlich nicht bricht?“

Trotz der Zweifel machte ich die Tür auf.
Was hatte ich schon noch zu verlieren?
Unmöglich, sich weiter zu verirren
in so einem Lebenslauf.

Ich stand vor ihr, die Augen rot,
und kauerte mich gegen die Wand.
Tröstend nahm sie meine Hand
und setzte sich zu mir in meiner Not.

Eine Weile saßen wir so da.
So viel mehr als Worte sagte die Stille.
Mindestens eine verspürte den Wille,
bei der ander'n zu sein ganz nah.

„Verdient haben sie dich nicht“,
begann sie zu erklären,
„die Männer mit ihren Affären.
Früher oder später kommen sie ans Licht.

Deine Tränen sind sie nicht wert.
So ein hübsches Gesicht zu beschmutzen,
nur um dich zu benutzen.
Mit ihnen wird dir das Leben erschwert.“

Geehrt fühlte ich mich von ihren Komplimenten.
Was sie sagte, war nachvollziehbar.
Die Aussagen erschienen mir wahr,
doch konnten sie meine Trauer beenden?

Mein Blick fiel auf ihre Hand, in der meine lag.
Plötzlich regte sich etwas in mir.
Ich drehte meinen Kopf zu ihr
und dachte: „Wie kann es sein, dass ich sie so mag?“

Sie bemerkte mein Starren und schaute mich direkt an
mit Augen, so schön wie der ganze Rest.
Es war, als hielt mich ihr Blick fest,
doch dann löste ich mich aus ihrem Bann.

Sie sah die Röte, die an meinen Wangen hing.
Mit einem Grinsen nahm sie mein Kinn
und drehte meinen Kopf wieder zu sich hin
als ob ihr kein Gedanke entging.

Mein Blick wanderte zu ihren Lippen,
doch ich konnte den Weg zu ihnen nicht finden.
Zu schüchtern, mich zu überwinden,
bis die Geduld begann, zu kippen.

Zu küssen begann sie mich vorsichtig
und verstärkte zwischen uns das Band.
Jeder schlechte Gedanke verschwand
in diesem schönen Augenblick.

So viel Ehrlichkeit, so viel Gefühl,
das ich durch ihre Lippen spürte,
während ein Schwarm Schmetterlinge mich berührte.
Bei Männern war immer alles ganz kühl.

Es gab etwas zwischen all ihren Küssen,
das mir ihre Worte versprachen:
„Ich werde dich glücklich machen.
Nie wieder wirst du wegen eines Mannes leiden müssen.“

„Dass du dich so gut erinnern kannst, hätte ich nicht gedacht“,
sagt meine Partnerin auf der Parkbank neben mir
an einem sonnigen Nachmittag um halb vier.
„Natürlich, das war doch eine besondere Nacht.“

Unsere Köpfe sind aneinander gelehnt,
die Hände miteinander verschränkt.
Eine jede jene Nacht bedenkt
und sich eine nach einer gemeinsamen Zukunft sehnt.

„Dich habe ich gewählt so richtig.“
In ihrer Stimme kann ich ein Zittern hör'n,
das droht, die Ruhe des Moments zu stör'n.
Besorgt schau' ich zu ihr. Das wirkt nicht richtig.

„Geht es dir gut? Ist irgendwas?“
Doch sie entweicht meinen Blicken.
Als Antwort bekomm' ich nur ein Nicken,
aber ihr Gesicht ist blass.

Sie atmet noch einmal tief ein,
bevor sie beginnt zu reden
und Erinnerungen, Gespräche und jeden
Aspekt zu nennen – ganz allgemein:

„Als wir uns kennenlernten in jener Nacht,
wusste ich gleich, dass du anders bist,
dass es jede Mühe und Hoffnung wert ist,
wenn man dich glücklich macht.“

Ich weiß, dein Glaube bedeutet dir viel.
Er machte es uns nicht immer leicht.
Deshalb tu ich es, bevor mir der Mut entweicht,
auch wenn es nicht passt zu deinem Ziel.

Du sagtest, von Anfang an hättest du für mich geschwärmt.
Von diesen Regeln hast du mir auch erzählt
und hast mich trotz all dem gewählt,
deshalb hoffe ich, dass dies dein Herz erwärmt:

Bei uns'rem ersten Kuss hab' ich dir ein Versprechen gegeben.
Dieses Versprechen möchte ich auch halten.
Nie werden meine Gefühle zu dir erkalten.
Das versprochene Glück soll gelten für dein ganzes Leben.

Ich weiß nicht, wie ich dir danken kann.
So nervös wie gerade war ich noch nie,
trotzdem geh' ich vor dir auf die Knie
und bitte dich flehentlich: „Nimm es an.“

Schockiert steht mir der Mund offen.
Das wird sie jetzt nicht wirklich tun,
doch diese Entscheidung kann nicht ewig ruh'n,
und auf noch mehr Zeit mit ihr kann ich nicht hoffen.

Sie lässt sich vor mir nieder.
Tränen in meine Augen steigen.
Die ganze Welt beginnt zu schweigen
als wollte sie hör'n, was ich erwidere'.

„Keine andere gab es, die so glich
meinem Bild einer perfekten Frau.
Ich bitte dich, weil ich auf deine Liebe vertraue'.
Werde für immer mein und heirate mich.“

Eine Träne läuft mir über die Wange.
Die Träne, die eben gewesen voller Glück,
ging nun zur altbekannten Trauer zurück,
und mir wurde angst und bange.

Wieder kommen Furcht und Schatten,
die mich besuchen seit jener Nacht,
in der mich mein Schicksal zu ihr gebracht
und wir uns gefunden hatten.

Dunkel ist es um mich herum.
Jedes Glück hat mal ein Ende.
Nun kommt auch für uns die Wende.
Uns're Zeit zusammen ist fast um.

Die Tränen strömen nun über mein Gesicht,
als ich vor mir erblicke den Ring.
Nie denken könnte sie, dass ich ihr bring,
ein Gefühl, das bald ihr Herz zerbricht.

„Ich liebe dich. Das musst du mir glauben.
Ich habe unsere Zeit genossen,
jedoch habe ich beschlossen,
uns nicht mehr uns'ren Platz bei Gott zu rauben.

Ich hatte gehofft, dieser Moment würde kommen spät,
aber immerhin sind fünf Jahre vergangen.
Jetzt muss ich weggehen von diesem Verlangen
und dem folgen, was mein Gewissen mir rät.

Ich kann nicht annehmen deinen Antrag
und muss mich von dir trennen,
damit wir vor der Sünd' noch rechtzeitig wegrennen,
auch wenn ich dich nicht verletzen mag.“

„Ich verstehe das“, kommen die Worte von ihr,
doch sie klingen wie von einer fremden Person.
Trotz ihres Verständnisses kommen die Tränen schon,
während ich mein Leben ruinier'.

Ihren verletzten Blick kann ich nicht ertragen,
weshalb ich schnell fort von ihr muss.
Ich gebe ihr einen letzten Kuss,
während mich Gewissensbisse plagen.

So laufe ich davon.
Zu flüchten versuche ich.
Ich weiß, ich mach' sie damit unglücklich,
die mir für immer liebste Person.

Es war reiner Egoismus,
diese Beziehung zu genießen
mit dem Wissen, dass am Ende Tränen fließen,
aber jetzt ist Schluss!

Ihre und meine Zeit habe ich verschwendet,
in der wir den Richtigen hätten finden können.
Das würde ich ihr von Herzen gönnen,
doch stattdessen hab' ich mich vom Glauben abgewendet.

Verletzt hab' ich sie und mich, doch ich beteu're,
dass ich zum Glauben finde zurück,
und dafür opfere all mein Glück,
denn Gleiche zu lieben: **Es ist ein Gräuel.**

Jan Göhner, 40 Jahre

Werkstatt Gottes

Das Ticken einer Uhr kann einerseits schön, andererseits grausam wirken. Wer die Gleichmäßigkeit eines rein technischen Apparates mit der Schicksalhaftigkeit des zeitlichen Voranschreitens verbindet, kann für sich einen Sinn im Ganzen entdecken. So ging es meinem Vater.

Für mich war dieses Geräusch stets eine Folter, wurde mein Elternhaus durch es doch geradezu beherrscht. Mein Vater war Feinmechaniker und entwarf, reparierte und verkaufte Uhren. Große Standuhren, kleine Taschenuhren, schöne Armbanduhrn alten Stils, die aufgezogen werden mussten und so eine Balance zwischen dem physikalischen Wirken der Natur und dem Eingreifen des Menschen in dieselbe darstellten. Nur verkaufen konnte mein Vater seine Uhren nicht. Das große Schild mit der Aufschrift „Uhrenwerkstatt Fugir“ lud Kunden zwar ein, wenn diese aber kamen, fand mein Vater zu häufig einen Grund, das begehrte Stück nicht zu verkaufen. Er sagte, dass ihn etwas abgehalten hatte oder dass sich die Kunden anders entschieden hätten, doch der traurige Blick meiner Mutter sagte mir seit früher Kindheit, dass an diesen Worten etwas nicht stimmte. So war es nicht mein stetig werkelnder Vater, sondern meine im Supermarkt arbeitende Mutter, die uns über Wasser hielt. Unser Heim wurde mehr und mehr erfüllt von Uhren mit ihrem endlosen Ticken, denn natürlich vergaß mein Vater niemals, eine Uhr aufzuziehen, und keine Uhr war jemals defekt.

Gleichzeitig war er seit seiner Kindheit ein zutiefst gläubiger Mensch, der die Bibel auswendig kannte und mich stets über die darin beschriebenen Wunder belehrte. Er ging nicht zur Kirche, denn dann hätte er seine Werkstatt verlassen müssen. Stattdessen las er in der Bibel, vor allem Paulus, und wenn ich ihn fragte, warum er die Werkstatt so gut wie nie verlies, sagte er: „Jeder soll das Leben annehmen, in das Gott

ihn gestellt hat, und an dem Platz bleiben, an dem er war, als Gott ihn zum Glauben rief. Sieh einmal, Ben, als Gott mich zum ersten Mal rief, war ich hier. Warum sollte ich gehen?“

Ich lernte sehr früh, sowohl die Uhren als auch den Glauben meines Vaters zu verabscheuen, denn neben diesen Leidenschaften blieb nur wenig Zeit für seinen Sohn und seine Frau. Meine Mutter stand oftmals abends am Küchenfenster und blickte traurig hinaus zum Nebengebäude, in dem sich die hell erleuchtete Werkstatt meines Vaters befand. Es verwundert wohl nicht, dass ich angesichts dieser Situation die erstbeste Gelegenheit zur Flucht ergriff und mein Elternhaus verlies. Alles, was mit dem Glauben oder der Mechanik zusammenhing, floh ich fortan wie der Teufel das Weihwasser. Ich studierte Philosophie in Marburg und Leipzig und widmete mich der Logik. Irgendwann, verstrickt in den Operatoren meiner Zunft, hatte ich mein tickendes Elternhaus vergessen.

Es holte mich wieder ein, als ich einen Brief meiner Mutter mit flehendem Tonfall erhielt. Sie bat mich, zum siebzigsten Geburtstag meines Vaters nach Hause zu kommen, insgeheim wohl, weil sie auf eine Versöhnung der zwei Männer in ihrem Leben hoffte. Widerwillig packte ich meine Sachen und sagte meiner neuen Heimat Lebewohl, nicht ahnend, dass ich für lange Zeit nicht wiederkehren würde. Ich überlegte kurz vor meiner Abreise, ob ich meine Digitaluhren, denn nur solche befanden sich in meinem Besitz, mitnehmen würde, entschied mich dann aber doch gegen diese Provokation. „Seelenlose Geschöpfe“ nannte mein Vater sie, und den tadelnden Blick meiner Mutter hatte ich dabei bildlich vor Augen.

Als ich mich im Zug langsam meiner Heimatstadt näherte, begann das Ticken zuerst in meinem Kopf. Meine Eltern lebten sehr abgelegen, sodass ich der letzte Fahrgast war, der zu später Stunde in meiner Heimatstadt ankam. Das Ticken war trotzdem da. Es wurde lauter, je näher ich meinem Elternhaus kam. Den Taxifahrer, der mich vor der Auffahrt absetzte, fragte ich, ob er ein Ticken hören könnte. Sein verständnisloser Blick bedeutete mir, dass dem wohl nicht so war.

Die Begrüßung mit meiner Mutter im Flur war herzlich, so herzlich, dass ihr einige wenige Tränen über das Gesicht rannen. Dann jedoch fand mein Blick die große Wanduhr hinter ihr mit ihrem schweren Pendel, das unerbittlich die Zeit verrinnen ließ. Ein Schauer durchfuhr meinen Rücken und kroch bis in den Nacken. Als er meinen Kopf erreicht hatte, beschloss dieser, sein Unwohlsein in Witz umzuwandeln. „Ah“, spöttelte ich mit einem Fingerzeig auf die Uhr, „Gott begrüßt mich.“

Meine Mutter ignorierte meinen gehässigen Kommentar. Stattdessen lächelte sie gequält, was für mich umso schlimmer war und ein Gefühl der Reue bei mir hinterließ. Meine Kindheit – sie war wieder da. Dieses Gefühl weiter ausbreitend fragte sie: „Willst du gar nicht wissen, wie es deinem Vater geht?“ „Ich weiß genau, wie es ihm geht“, knurrte ich. „Er ist alt geworden, Ben“, sagte meine Mutter mit einem vorwurfsvollen Blick. „Er hat dich vermisst.“ „Er hat sich nie gemeldet!“, protestierte ich.

„Du auch nicht“, erwiderte sie leise und mit einem Kopfschütteln. Sie schien darüber nachzudenken, ob sie sich mit mir auf eine Diskussion einlassen sollte und entschied sich schließlich dagegen. „Er ist in der Werkstatt. Wenn du mir einen Gefallen tun willst, gehst du zu ihm.“ Ich nickte widerwillig und nahm den schweren Weg des immer näherkommenden Tickens auf mich. In meiner Jugend vernahmten meine Ohren dieses Geräusch auch nachts, wenn ich schlafen wollte. Mein Geist wusste, dass ich mir das Geräusch einbildete, aber durch das ständige Bombardement damit verfolgte es mich bis in meine Träume.

„Hallo Papa“, sagte ich beim Eintreten, erhielt aber keine Antwort. Vor mir stand ein alter Mann, den Rücken zu mir, aber sichtbar kleiner geworden und mit mehr grauen Haaren als in meiner Erinnerung – viel mehr grauen Haaren. „Hallo Papa“, rief ich viel lauter, und endlich drehte er sich zu mir um, das Gesicht von Falten durchzogen, und es dauerte einen kurzen Moment des Erinnerns, um mich zu erkennen.

„Ben!“, rief er schließlich und ließ das teure Werkzeug fallen, mit dem er sich an einer Standuhr zu schaffen gemacht hatte. Sie stand mit dem Gehäuse offen und mit dem Pendel zur Seite, sodass sie aussah, als wollte sie mich wütend aus der Werkstatt scheuchen. „Was machst du

denn hier?“ Einen Moment lang dachte ich daran, dass er mich auf die Probe stellen wollte. Aber das passte nicht zu ihm. „Du hast Geburtstag, Papa.“

Auf meinen erstaunten Blick hin fuhr er fort: „Deine Mutter hält mich immer auf dem Laufenden, was du so treibst, weißt du? Zwar verstehe ich nicht viel von dem, was du studiert hast, aber dass du deinen Abschluss hast, hat sie mir erzählt. Ich gratuliere dir!“ „Danke, Papa.“ Eine, zwei, drei Sekunden betretenes Schweigen traten ein, wie von alten Bekannten, die sich lange Zeit nicht gesehen hatten. Endlich sagte ich: „Wie geht es dir?“

„Oh, mir geht es gut.“ Und dann sagte er den einen Satz, den ich nicht mehr hören wollte: „Gott spricht zu mir, und das ist gut.“ Ich verdrehte die Augen. Seine Antwort war ein Lächeln, was mich nur noch wütender werden ließ. „Spricht Gott zu dir, mein Sohn?“, fragte er mit einem seltsamen Blick, wohl wissend, wie sehr mich diese Frage aufregte. „Nein, Papa, und das wird er auch nicht. Ich beschäftige mich mit anderen Dingen. Du hast Gott und deine Uhren, ich habe Logik und Wissenschaft.“

„Ach ja, das ...“, sagte er, hob das Werkzeug auf und drehte sich wieder zur Standuhr um. „Weißt du, Ben, die Wissenschaft weiß nicht alles. Und deine Logik kommt natürlich auch von Gott – wie alles andere, das du sehen kannst.“ „Das ist nicht wahr“, zischte ich durch meine Zähne. Nur weil er mit dem Rücken zu mir stand, konnte er das Funkeln in meinen Augen nicht sehen. Das Ticken im Raum wurde, so schien es mir, lauter. „Meine Uhren mögen keine Blasphemie“, sagte der alte Mann vor mir, „wenn sie deine Worte vernehmen, versuchen sie, sie zu übertönen.“

Ich beschloss, meinen alten Herrn zu reizen: „Wie kommst du darauf, dass deine Uhren meine Worte nicht mögen? Haben sie etwa Ohren zum Hören? Werden sie etwa wütend auf mich?“ Mit einem Ruck drehte sich mein Vater um und sah mich mit einem Mal entschlossen an: „Du weißt nicht, wovon du sprichst, Sohn.“ Er fasste sich an die Brust und ich konnte sehen, dass für einen kurzen Moment ein schmerz-

erfüllter Zug sein Gesicht einnahm. „Es war immer dein Glaube, Papa, nie meiner. Deine Uhren, die nie Geld abwarfen, dein Glaube, der dich uns nahm ...“ Ich ging an den Wand- und Standuhren entlang und strich über ihr Gehäuse. „War es das wert?“

Er schwieg – was hätte er auch sagen sollen? „Willst du mir nicht antworten?“, bohrte ich nach, wieder an der Tür angekommen. „Du hättest nie gehen sollen, Ben“, flüsterte der alte Mann vor mir, der sich noch immer die Brust hielt. „Oh doch“, legte ich nach, „ich bin aus gutem Grund vor langer Zeit gegangen!“ „Um nach deinem Gott zu suchen?“, fragte mein Vater. „Um deinem Gott zu entfliehen“, antwortete ich.

In diesem Moment ertönte ein ohrenbetäubender Lärm aus hunderten Uhren. Die meisten von ihnen waren mechanisch und hatten keinen angenehmen Piepton, sondern eine Glocke, einen Kuckuck oder Ähnliches, um volle Stunden anzuzeigen. Natürlich war mein Vater an den Lärm gewöhnt; für mich schien es jedoch, als hätte der Mann, der gerade noch über Gott sprach, die Hölle auf mich losgelassen. Ich hielt mir die Ohren zu und stürmte hinaus. Den alten Mann ließ ich zurück.

Im Haupthaus angekommen, lud ich meine Mutter auf ein Glas Wein ein und wir verbrachten einen ruhigen Abend, bei dem mein Vater aus gutem Grund kein Thema war. Ich fragte sie nach ihrer Gesundheit, nach noch lebenden Verwandten, nach dem Klatsch und Tratsch in der Nachbarschaft. Jedes Glas Wein machte das Ticken der Uhren leiser, bis wir schließlich vollkommen vergessen hatten, dass es existierte. An jenem Abend gehörte es nicht zu uns und hielt sich von uns fern.

Als es schließlich Zeit wurde, zu Bett zu gehen, fragte sie mich: „Willst du deinem Vater eine gute Nacht wünschen?“ „Nein“, sagte ich, „er muss ohnehin gerade eine Standuhr reparieren.“ Mit diesem Satz wechselte die Stimmung; sie sah mich besorgt an. „Was ist los?“, fragte ich, besorgt, etwas Falsches gesagt zu haben. Hatte er jemals eine seiner Uhren nicht repariert? Sie umarmte mich daraufhin besonders innig und ging hoch in ihr Schlafzimmer. Ich sah ihr nachdenklich hinterher und versuchte dabei weiter zu ergründen, was sie mit ihrer Frage bezweckt hatte. Dann ging auch ich ins Bett.

Ein Scheppern riss mich wenig später aus meinem beginnenden Schchlummer. Da ich auf meinen Wecker verzichtet hatte, wusste ich nicht, wie spät es war. Das Haus war leise; das Scheppern musste von draußen gekommen sein. Wankend stieg ich aus dem Bett und schlich schlaftrunken zur Haustür. Die Werkstatt meines Vaters war hell erleuchtet. Mit jedem Schritt zur Werkstatt wurde mein Herz schwerer, als ob mich eine Ahnung beschlich, was ich finden würde. Mein Gefühl täuschte mich nicht: Er lag auf dem Boden – die Standuhr war auf ihn gefallen. Mit einem Satz war ich bei ihm und hob die schwere Uhr an. Als ich sie aufgestellt hatte, bemerkte ich, dass sie so fest stand, als würde sie niemals umfallen.

Die Werkstatt hatte kein Telefon. Gerade wollte ich Hilfe holen, als er rief: „Nein, es ist zu spät. Gott ruft mich.“ „Ich hole jetzt Hilfe“, sagte ich, breitbeinig über ihm stehend und mit bestimmt bebender Stimme. „Wenn du mich liebst, bleibst du hier!“, erwiderte er und überredete mich so zum Bleiben. Etwas in mir gehorchte an jenem Tag; der folgsame, liebende Teil in mir gewann. Ich hob den Kopf meines Vaters vom Boden auf und konnte keinen Schmerz in seinem Gesicht feststellen. Stattdessen schien er zu strahlen, weit heller als die Werkstattlampen. Er strich über mein Gesicht. „Gott holt mich jetzt. Es ist schon gut. So war es abgemacht.“

Seine zittrige Hand versuchte, meine Tränen abzuwischen, bevor sie von meinem Kinn auf seine Brust tropfen konnten. Er erreichte jedoch nicht alle, so dass einige ihren Weg fanden. „Es ist Zeit, Ben“, flüsterte er, „ich bin dankbar für alles, für mein Leben, und kann jetzt gehen. Die Uhren“ – er deutete ringsum – „haben mich gerettet – und dich!“ Pietät und Liebe waren es, die mir jeden Widerspruch verboten. Stattdessen nickte ich. Warum sollte ich ihn jetzt noch quälen? „Wenn ich gegangen bin“, und er sah mich mit einem letzten liebenden Blick an, „wirst du verstehen.“

Das waren seine letzten Worte, und so starb er in meinen Armen an dem Tag meiner Rückkehr. In der Sekunde, in der sein Augenlicht brach, war mir, als hörte ich kein Ticken einer Uhr mehr. Ich sah mich

um und konnte bei denjenigen, die Zeiger hatten, entdecken, dass sie stehen geblieben waren und genau zwölf Uhr zeigten. Auch die Standuhr, die noch Minuten zuvor meinen Vater ermordet hatte, blieb zu genau dieser Zeit stehen – für immer. Denn auch nachher, so erinnere ich mich, vermochte kein Uhrmacher jemals wieder eine dieser Uhren zu stellen.

Als ich den Kopf meines Vaters auf dem Boden seiner geliebten Werkstatt gebettet hatte und zur Tür wankte, sah ich meine Mutter. „Ich bin davon aufgewacht, dass keine Uhr mehr tickt“, sagte sie, ein kaum zu unterdrückendes Schluchzen in der Stimme. „Ben, warum ticken die Uhren nicht mehr?“ Wortlos sah ich zum leblosen Körper meines Vaters hinunter und meine Mutter verstand sofort. Sie rührte sich nicht und sagte nur: „Dann ist es heute Nacht geschehen.“ Ich wählte sie in Trauer und umarmte sie. Einige Sekunden schluchzte sie an meiner Schulter, dann sammelte sie sich und sagte: „So war es abgemacht.“ Ich stieß sie mit sanftem Druck von mir und blickte ihr starr ins Gesicht. „Was war abgemacht?“, fragte ich mit leicht bohrender Stimme, witternd, dass der Tod meines Vaters kein Zufall war.

Meine Mutter zögerte und sträubte sich sichtlich dagegen, mir reinen Wein einzuschenken. „In der Nacht deiner Geburt stand dein Leben auf Messers Schneide.“ Sie schluckte. „In jenen Zeiten war es nicht üblich, dass die Männer bei der Geburt dabei waren. Dein Vater war in der Werkstatt und erzählte mir später, dass er gespürt habe, dass etwas nicht stimmte. Laut seinen Worten wusste er, dass es mit dir zu tun haben müsste, und flehte um dein Leben. Die Uhren begannen, sobald er die Bitte ausgesprochen hatte, allesamt gleichzeitig zu laufen. Sie zeigten nie wieder die richtige Zeit an. Sie liefen alle seit deiner Geburt mit neuer Zeit. Die Aufgabe deines Vaters war, sie am Laufen zu halten, damit du leben konntest. Und er. Vierzig Jahre ...“, sie schluchzte und sah sich um, „... vierzig Jahre lang hielt er die Uhren am Laufen, damit du leben konntest.“ Ich sah auf meinen Vater. „Aber warum ist er gestorben – und warum lebe ich?“

„Weil er heute Abend nicht dein Leben eingetauscht hat, sondern seines. Er bat darum, dich aufwachsen sehen zu dürfen.“ Sie sah mit einem liebevollen Blick erst auf meinen Vater herunter, dann sah sie mir ins Gesicht: „Dein Vater hat dich geliebt, Ben, auch wenn er es nicht so zeigen konnte und durfte, wie er es gerne getan hätte.“

Seit diesem Abend glaube ich noch immer nicht an Gott, der mir den Vater nahm, sodass ich ihn nie kennenlernen durfte. Aber ich glaube an meinen Vater, der seine Zeit für meine eingetauscht hat.

Lisa-Marie Greß, 26 Jahre

Das verlorene Gefühl: Ein Fall für Inspektor Scheck

Mein Name ist Inspektor Scheck und ich möchte dir von meinem letzten Fall erzählen. Alles begann letzte Woche. Es war ein ruhiger Tag auf dem Revier und die Sonne schien durch die geöffneten Fenster. Die Vögel zwitscherten draußen fröhlich ein Lied, der Brunnen vor der Tür plätscherte entspannt vor sich hin und das Lied des Eismannes war in der Ferne zu hören. Ich saß zurückgelehnt auf meinem Bürostuhl und ließ mir die Sonne ins Gesicht scheinen. Susi holte sich ein Eis aus dem Gefrierfach im Pausenraum und leckte es genüsslich an ihren Schreibtisch gelehnt. Paul stellte den Tischventilator auf die höchste Stufe und ließ sich den Wind ins Gesicht blasen. Wir machten das Beste aus der Tatsache, bei solchen Temperaturen im Büro arbeiten zu müssen und keine Klimaanlage zu haben. Jonny, unser Techniker, hatte es leider noch nicht geschafft, sie zu reparieren. Er konnte es sich einfach nicht erklären, warum sie kaputt war und arbeitete mit Hochdruck an der Lösung.

Es muss um die Mittagszeit gewesen sein, als die Tür zum Revier geöffnet wurde und eine junge, hübsche Dame eintrat. Schnell richtete ich mich in meinem Bürostuhl auf, Susi setzte sich ordentlich auf ihren Stuhl und Paul nahm ebenfalls Haltung an. Es sollte schließlich nicht den Anschein machen, dass wir nichts zu tun hätten. Am Empfang wurde die Frau direkt zu meinem Tisch verwiesen und eilte auf mich zu. Sie trug einen karierten Minirock, unter dem bei jedem Schritt eine passende Short zum Vorschein kam. In den Rock hatte sie ein weißes Shirt gesteckt und rote Sneaker rundeten das Outfit perfekt ab. Durch die anhaltende Hitze hatte sie leicht gebräunte Haut und trug eine schwarze Sonnenbrille. An ihrem Arm glänzten goldene Armreife, passend zu den goldenen Ohrringen. Ihre braunen Haare hatte sie zu einem Dutt

zusammengebunden und ein rot kariertes Haarband schlossen den Kreis und kreierte einen stimmigen Look.

Als sie an meinem Schreibtisch angelangt war, setzte sie die Sonnenbrille ab und schob sie über das Haarband. Sie blickte mich verzweifelt und hilfeschend an, als wäre ich ihre letzte Rettung. Ihre großen haselnussbraunen Augen fixierten mich, als sie völlig außer Atem fragte: „Sind Sie Inspektor Scheck? Die Kollegin am Empfang hat mich zu Ihnen geschickt, bitte helfen Sie mir.“ „Ja, der bin ich. Bitte nehmen Sie erst mal Platz und erzählen mir in Ruhe, um was es geht“, entgegnete ich mit ruhiger und sanfter Stimme. Die Dame atmete einmal tief durch und folgte meiner Anweisung. Sie setzte sich auf den Stuhl vor meinem Schreibtisch und wirkte bereits etwas gelassener. „So, und nun schildern Sie mir bitte, was passiert ist und wie ich Ihnen helfen kann.“ Ich nahm meinen Notizblock und einen Stift zur Hand und hörte der Frau aufmerksam zu.

„Mein Name ist Tina Wunderlich und ich habe etwas verloren“, begann sie zu erzählen. „Ich weiß, dass ich es heute Morgen noch hatte. Als ich nach der Vorlesung aus dem Hörsaal ging, war es aber auf einmal weg. Es ist mir sehr wichtig und ohne es fühle ich mich so verloren. Bitte helfen Sie mir“, schilderte sie mir und fing an zu schluchzen. „Können Sie mir sagen, was Sie verloren haben?“, bohrte ich nach. „Nein, das ist ja das Problem. Ich weiß, dass mir etwas fehlt, doch ist es eher ein Gefühl, das sich nicht beschreiben lässt“, antwortete sie mit stockender Stimme. „Ein Gefühl?“, wiederholte ich mit vielen Fragezeichen im Gesicht. „Ja, bitte halten Sie mich nicht für verrückt. Ich weiß, wie komisch sich das anhört“, antwortete sie mir leise. Ich notierte mir ihren Namen und die wenigen spärlichen Informationen, die sie mir gegeben hatte. In der nächsten Stunde erzählte sie mir von ihren Freunden und ihrem Alltag. Sie versuchte, mir dieses verlorene Gefühl näher zu beschreiben und brach immer wieder in Tränen aus. Es war das merkwürdigste Gespräch, das ich je auf der Arbeit geführt hatte. Aus irgendeinem Grund wollte ich Tina aber helfen, sich besser zu fühlen und nahm mich des Falls an.

Als Frau Wunderlich das Revier wieder verlassen hatte, schauten mich meine Kollegen mit fragenden und verwirrten Blicken an. „Was war denn das?“, platzte es aus Paul heraus und Susi setzte ein „War die auf Drogen?“ hintendran. „Hey, seid mal nicht so gemein, Leute“, entgegnete ich mit etwas Wut in der Stimme. „Die Leute kommen hierher, weil sie oft nicht weiterwissen und so banal und merkwürdig sich das eben angehört hat, möchte ich ihr helfen. Irgendwas an dem Fall macht mich neugierig“, erklärte ich weiter. Paul und Susi drehten die Köpfe wieder hinter ihre Bildschirme und tippten auf ihrer Tastatur herum, das Gespräch war beendet. Ich konnte nicht beschreiben, was mich so faszinierte. War es Frau Wunderlich selbst? War es die Suche nach dem Unbekannten? Ich konnte es nicht sagen und blickte mit runzeli-ger Stirn auf meinen Notizblock. Viel hatte ich nicht notiert und so beschloss ich den Morgen von Tina zu rekonstruieren. Ich begab mich zu dem Ort, an dem das Drama angefangen hatte. Die Uni.

Es dauerte nicht lange und ich stand vor einem imposanten Gebäude aus grauen, leicht verwitterten Natursteinen. Große Fenster mit schwarzem Rahmen ließen genug Licht in die Hörsäle und erhellten die Räume mit warmem Licht. Der Eingangsbereich war faszinierend. Zwei dicke Säulen, eine links und rechts der Haupttüre, erinnerten mich an ein altes römisches Gebäude und das Wappen der Uni über der Tür glänzte im Sonnenlicht. Ich schritt durch die Tür und fand mich im Eingangsbereich wieder. Überall wuselten Studenten herum, über mehrere Stockwerke verteilt gingen große Holztüren zu den verschiedenen Hörsälen auf und zu. Ein paar Minuten später war es wieder still. Jeder hatte den passenden Raum gefunden und der Unterricht begann. Ich trat an den Empfang: „Hallo ich bin Inspektor Scheck, im Rahmen von Ermittlungen benötige ich ihre Hilfe.“ Mit einer geübten Bewegung zeigte ich der Mitarbeiterin meinen Ausweis. Die Empfangsdame schaute zuerst mich und dann meinen Ausweis verwundert an. „Aber natürlich, um was geht es und wie kann ich Ihnen helfen?“ „Zu den genauen Ermittlungen darf ich Ihnen nichts sagen, aber können Sie mir mitteilen, welchen Kurs Frau Tina Wunderlich heute

Morgen besucht hat?“ antwortete ich ihr. „Ich verstehe, warten Sie einen Moment“, gab sie mir mit einem Nicken zurück. „Frau Wunderlich hatte sich heute in den Kurs „Philosophie des Glaubens“ bei Professor Hugel eingestochen“, kam nach wenigen Sekunden die Antwort. „Vielen Dank. Ist es möglich mit Herr Hugel zu sprechen?“, hackte ich weiter nach. „Ja, sie haben Glück, er hat gerade eine Freistunde. Bitte warten Sie einen Moment, ich gebe Ihm Bescheid, dass Sie kommen.“ Sie nahm den Hörer in die Hand und nach kurzer Zeit strahlte sie mich an. „Professor Hugel kommt sofort, er wird Sie gleich hier abholen. Viel Erfolg bei Ihren Ermittlungen, Inspektor.“ Sie hatte die letzten Worte ausgesprochen, da kam der Professor auch schon um die Ecke. Er begrüßte mich überschwänglich mit einem Handschlag und bat mich, ihm zu folgen.

In seinem Büro angekommen, zeigte er mir an, mich auf den freien Stuhl vor dem Schreibtisch zu setzen. „So Inspektor, wie kann ich Ihnen weiterhelfen? Frau Wan vom Empfang hat mir bereits mitgeteilt, dass es um Frau Wunderlich und den Kurs heute Morgen geht.“ „Das ist richtig. Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen.“ „Sehr gerne, schießen Sie los“, antwortete Herr Hugel sehr freundlich. „Welchen Kurs hat Frau Wunderlich heute bei Ihnen besucht?“, begann ich meine Befragung. „Philosophie des Glaubens. Der Kurs befasst sich mit der philosophischen Betrachtung des Glaubens. Wir beantworten die Frage nach der Bedeutung des Glaubens oder wie sich der Glaube rational erklären lässt. Das Verhältnis von Glauben und Wissen fällt ebenfalls in diesen Themenbereich.“ Ich notierte mir wieder Stichpunkte auf meinem Notizblock. „Hat sich Frau Wunderlich nach dem Unterricht anders verhalten?“

„Ich bin mir nicht sicher, sie kam gut gelaunt wie immer am Morgen in den Saal und setzte sich auf ihren Stammplatz. Am Ende der Stunde blieb sie noch lange nach dem Läuten der Glocke sitzen und starrte in die Ferne. Als habe man ihr soeben etwas genommen und sie konnte nicht begreifen, wie das passieren konnte. Also würde ich Ihre Frage mit Ja beantworten. Ich bin ebenfalls noch etwas im Saal geblieben, um aufzuräumen, doch habe mir nichts dabei gedacht. Kurz bevor ich

gegangen bin, ist Frau Wunderlich ebenfalls aufgestanden und hat wortlos den Raum verlassen“, schilderte er mir mit nachdenklicher Miene, als ob ihm das Verhalten erst jetzt ebenfalls auffällig vorkam. Wieder schrieb ich etwas auf meinen Zettel.

„Okay Herr Hugel, und was haben sie diese Stunde genauer behandelt? Was war das Thema der heutigen Stunde?“, wollte ich als nächstes wissen. Irgendetwas in dieser Stunde hatte Tina augenscheinlich verändert. „Wir haben uns mit der wissenschaftlichen Seite von Glauben beschäftigt“, schilderte der Professor. „Geht das noch etwas genauer?“, bohrte ich nach. „Wissenschaft basiert auf Glauben in Methoden und Expertenwissen, während religiöser Glaube oft als außerhalb der Wissenschaft stehend, aber auch als inspirierend für Wissenschaftler gesehen wird. Wissenschaft und Glaube stehen mal im Konflikt, zum Beispiel bei unterschiedlichen Erklärungsansätzen zueinander. Sie können aber auch komplementär sein, beispielsweise ergänzen sie sich oft bei verschiedenen Fragestellungen und Perspektiven. Es gibt jedoch auch das sogenannte Lückenbüßer-Modell. Hier füllt der Glaube die Lücken, welche mit Wissenschaft nicht zu beantworten sind. Sie sehen, es ist ein spannendes Thema mit viel Diskussionspotenzial, Herr Inspektor“, beendete der Professor seine Zusammenfassung.

Mein Kopf schwirrte nach dieser kurzen Einführung in das Thema, ich wollte nicht wissen, wie sich eine ganz Stunde anfühlt. Wieder notierte ich ein paar Stichpunkte auf meinem Block. „Das sollte fürs erste reichen, vielen Dank für Ihre Zeit, Herr Professor. Sollten wir weitere Fragen haben, melden wir uns bei Ihnen“, beendete ich die Befragung. „Sehr gerne, lassen Sie mich wissen, wenn ich helfen kann.“ Herr Hugel führte mich zurück zum Eingang der Uni und verabschiedete sich von mir. Ich trat hinaus und mein Kopf brummte.

Zurück im Revier las ich mir meine Notizen noch einmal in Ruhe durch und zog ein Fazit aus dem Gespräch. Da Tina ganz normal zum Unterricht kam und mit verändertem Verhalten aus dem Saal ging, muss in der Stunde etwas mit ihr passiert sein. Der Professor lehrte etwas über Glauben und Wissenschaft, dabei muss sie irgendetwas tief erschüt-

tert haben. Vielleicht können mir ihre Freunde weiterhelfen. Wenn ich Glück habe, hat Tina mit ein paar von Ihnen nach dem Kurs geredet. Die nächsten Tage verabredete ich mich mit ein paar Leuten, von denen Tina mir die Kontaktdaten gegeben hatte und hatte einen leichten Hoffnungsschimmer, als mir alle versicherten, nach dem Kurs mit Tina geredet zu haben.

Zuerst traf ich mich mit Sascha. „Hallo Sascha, schön, dass du Zeit gefunden hast und helfen möchtest. Ich habe dir am Telefon schon grob erklärt, um was es geht. Näheres kann ich dir leider nicht sagen. Wie war Tina, als sie mit dir gesprochen hat? Ist dir etwas Seltsames an ihr aufgefallen?“ „Hi Inspektor, immer gerne. Ja, sie war irgendwie zerstreut und war so seltsam ruhig, als ob sie über etwas intensiv nachdachte. Sie war überhaupt nicht beim Thema und es war, als ob ich mit einer Wand reden würde. Sie hat mir irgendwas über Glauben oder so erzählt, aber viel mehr Wörter gab sie eigentlich nicht von sich“, erinnerte er sich.

„Interessant. Was verbindest du mit diesem Wort?“, fragte ich ihn. „Ich habe es tatsächlich erst vor kurzem im Duden für eine Arbeit gesucht. Selbst habe ich mir darüber noch nicht wirklich Gedanken gemacht. Ich weiß noch, dass es sich um ein Substantiv handelt und aus zwei Silben besteht. Die Bedeutung weiß ich nicht mehr ganz genau. Es war zum einen irgendwas mit Religion und Erfüllung. Zum anderen ging es um eine persönliche Überzeugung, welche nichts mit Religion zu tun hat. Mehr verbinde ich damit aktuell nicht“, erläuterte mir Sascha. „Das ist in Ordnung, vielen Dank. Falls noch etwas sein sollte, melden wir uns“, beendete ich das Gespräch. „Auf Wiedersehen Herr Inspektor.“

Als Nächstes kam Sina zu mir aufs Revier. Ich stellte ihr die gleichen zwei Fragen wie zuvor Sascha. Sie meinte ebenfalls, dass Tina nicht sie selbst war und nur wirre Worte über den Glauben von sich gab. Sie selbst verbindet mit dem Wort Glauben nichts Religiöses. Für sie ist es etwas, das ihr im Leben hilft, wenn sie sich unsicher fühlt, Zuversicht oder Mut braucht. Auch bei Entscheidungen hilft ihr der Glauben, sich auf ihr Bauchgefühl zu verlassen.

Ich hatte so langsam eine Ahnung, was Frau Wunderlich verloren gegangen war, doch wollte ich mich noch nicht endgültig festlegen. Ich traf mich noch mit drei weiteren Freunden und alle schilderten mir das Gleiche, nämlich dass Tina verloren wirkte und nicht recht wusste, was sie machen sollte. Als hätte man ihr etwas gestohlen. Bei der Frage zu dem Wort Glauben bekam ich nochmal drei komplett verschiedene Sichtweisen dargelegt.

Adina sah das Thema sehr nüchtern und aus der religiösen Sicht. Sie erklärte mir, dass es zwei Fraktionen ihrer Meinung nach gibt. Zum einen gibt es diejenigen, die Kraft und Sinn im Glauben finden und zum anderen die Konfessionslosen. Sie selbst zählt sich eher zu der zweiten Gruppe. Sie räumte jedoch ein, dass sie mit Glauben auch den Glauben an sich selbst und seine Stärken verbindet.

Ramon zeigte mir eine wirtschaftlichere Seite auf. Er sah im Glauben ein Grundprinzip, welches zum Handeln motiviert. Als Beispiel meinte er: „Naja, es ist recht simpel. Ein Unternehmer glaubt an seine Produkte, an seine Idee und deshalb gründet er eine Firma. Mitarbeiter im Einkauf bestellen Artikel, da sie daran glauben, dass sie sich verkaufen lassen.“ Eine Sichtweise, die ich noch nicht betrachtet hatte, aber stimmig für mich klang.

Leo war der letzte auf meiner Liste. Er ist ein sehr gläubiger Mensch und berichtete mir mit funkelten Augen, dass es für ihn eine tiefe, persönliche Überzeugung ist, welche keiner Beweise benötigt. „Eine Beziehung zu Gott, die über Gesetze und Regeln hinausgeht“, beschrieb er mir. An der Art, wie Leo mir seine Auffassung von Glauben schilderte, merkte ich, mit was für einer Überzeugung er seinen Standpunkt vertrat.

Die Befragungen waren beendet und ich war mir sicher, die Lösung für das Problem von Tina gefunden zu haben. Für den nächsten Tag lud ich sie zu mir ins Revier ein. „Guten Morgen, Frau Wunderlich, nehmen Sie doch bitte Platz“, zeigte ich auf den Stuhl direkt vor mir. „Hallo Inspektor, Sie haben eine Lösung gefunden? Was ist es?“, fiel sie direkt mit der Tür ins Haus, während sie sich langsam setzte. „Immer mit der Ruhe. Ja,

ich bin mir sicher, Ihr verloren gegangenes Gefühl gefunden zu haben.“ „Und?“, unterbrach sie mich stürmisch und mit großen Augen.

„Ich denke, dass Ihnen der Glauben fehlt.“ Ich ließ meine Worte für einen Moment wirken und machte eine Pause. „Glauben?“, wiederholte Tina mit gesenktem Kopf zu sich selbst. Ein paar Sekunden herrschte Stille, als ob sie die Wörter verarbeiten musste. Ich fuhr mit meinen Ausführungen fort. „Sie erzählten mir von der Vorlesung an der Universität und genau dort fing ich mit meinen Recherchen an. Ihr Professor, Herr Hugel, gab mir einen kleinen Crashkurs in das behandelte Thema und meinte, dass sich Ihr Verhalten während der Stunde geändert hatte. Anschließend befragte ich Ihre Freunde und dann war mir die Sache klar. Der Professor beschrieb mir, dass Sie wie immer gut gelaunt am Morgen in den Saal kamen. Am Ende der Stunde blieben Sie noch lang nach dem Läuten der Glocke sitzen und starrten in die Ferne. Als habe man Ihnen soeben etwas genommen und Sie konnten nicht begreifen, wie das passieren konnte. Thema der Stunde war Glauben. Ab diesem Zeitpunkt hatten Sie dieses Gefühl, welches Sie mir bei unserem ersten Treffen geschildert hatten. Alle Ihre Freunde beschrieben mir das Gleiche, dass Sie verloren wirkten und nicht recht wussten, was sie machen sollten. Als hätte man ihnen etwas gestohlen.“ Wieder legte ich eine kleine Pause ein. Frau Wunderlich schaute mich mit feuchten Augen an. „Sie haben Recht Inspektor, das ist es. Die Vorlesung von Professor Hugel hatte mich aus irgendeinem Grund total aus der Bahn geworfen. Ich weiß nicht mehr, was im Glauben richtig und was falsch ist. Das hat mich sehr nachdenklich gestimmt und ich fühle mich wie ein Blatt im Wind. Was soll ich nur tun?“ „Ich habe mit Ihren Freunden gesprochen und sie gefragt, was sie mit dem Wort Glauben verbinden“, begann ich meine Ausführung.

Ich erzählte Ihr von den verschiedenen Ansichten und Meinungen. Nach und nach wurde Ihr Gesichtsausdruck entspannter und sie hörte auf zu schluchzen. Als ich meine Erklärung beendet hatte, wirkte sie sogar sehr entschlossen und wie ausgewechselt. „Vielen Dank Inspektor, ich bin froh, Sie um Hilfe gebeten zu haben. Ich glaube, ab hier

komme ich wieder allein klar. Sie haben mir die Augen geöffnet und ich weiß jetzt, was zu tun ist. Ich muss einfach für mich selbst entscheiden, was Glauben für mich bedeutet und was ich mit diesem Wort verbinde. Es gibt hier kein Richtig oder Falsch. Es ist eine persönliche Entscheidung, an was man glaubt und für was man einsteht. Nochmals vielen Dank Inspektor, ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich Tina und ging mit aufrechtem Gang zum Revier hinaus. Ich schaute ihr hinterher und war erleichtert, diesen merkwürdigen Fall abgeschossen zu haben. Ich nahm mir für das anstehende Wochenende vor, einmal selbst über Glauben nachzudenken. Was bedeutet Glauben für mich?

Brigitte Günther, 78 Jahre

Leben mit starken Wurzeln

Wir schreiben das Jahr 1731

„Mama, mir isch so kalt!“ Der kleine Daniel kroch fast unter den wollenen Rock seiner Mutter, kaum, dass er noch einen Fuß vor den anderen brachte. „Hätt’st vielleicht allein daheimbleiben wollen? So wie die anderen Kinder?“ Fast klang es ihr selber zu barsch, wie sie das sagte. „Aber wenn’s mich doch so friert!“ wimmerte er vor sich hin. „Wo gehen wir überhaupt’s hin?“ – Ja, wenn sie das nur wüsste. Daheim waren sie ja kaum zum Nachdenken gekommen.

„Raus, weg, packt das Nötigste zusammen, und dann verschwindet.“ So schrien die Soldaten in den Stall hinein, dass sogar die Kühe erschrocken den Kopf hoben. „Und die Kinder, die noch nicht zwölf sind, bleiben da, ihr geht allein. Ja, da könnt ihr noch so zetern, die Kinder bleiben da!“ „Das könnt ihr mit uns doch nicht machen! Nennt ihr das vielleicht einen wahren Christen? Welcher Christ trennt die Kinder von den Eltern? Welcher Christ schickt seine eigenen Landsleute in die Kälte. Was haben wir denn verbochen? Protestantisch sein – ist das vielleicht ein Verbrechen?“ „Ihr seid doch selber schuld. Immer wieder haben wir euch befohlen, nehmt den rechten Glauben an. Was habt ihr jetzt davon, dass ihr Lutheraner seid? Der Luther hilft euch jetzt auch nicht. In einer Woche seid ihr weg! – Gelobt sei Jesus Christus!“

Matthias fuhr dazwischen: „Doch, der hilft uns, schon seit zweihundert Jahren hilft der uns.“ Er bekam einen hochroten Kopf, weil er sich so zurückhalten musste. „Komm, beruhig dich, es ändert doch nichts!“ – Katharina legte ihre Hand an seine Schulter. „Hast ja recht, aber wahr ist es doch!“ Durch die Stalltüre sahen sie gerade noch, wie sich die Schergen von Bischof Firmian auf ihre Pferde schwangen und davongaloppierten, dass der Dreck flog. Dann war der böse Spuk vorbei.

Mathias und seine Frau konnten nicht verstehen, warum sie nicht weiterhin in Frieden leben und arbeiten konnten. Niedergeschlagen gingen sie zum Haus, um ihre wenigen Habseligkeiten zu richten. „Alles können die uns nehmen, Haus, Hof, Vieh und Acker, aber nicht unseren Glauben, nein, den nicht,“ murmelte Mathias noch vor sich hin. Dass Bischof Firmian so weit gehen würde, nein, das hätte sich keiner von ihnen vorstellen können. Katholisch werden oder das Land verlassen ohne ihren Buben. Daniel zuliebe katholisch werden? Sie hatte es versucht. Es gelang ihr einfach nicht, den Glauben zu wechseln wie ein Hemd.

„Mama, mir isch so kalt!“ – Dieser Satz holte Katharina wieder heraus aus ihrem Sinnieren. Wie hätte sie ihrem Sohn das alles erklären sollen. „Und warum sind wir nicht daheim geblieben? 's ist doch so kalt jetzt!“ – Katharina schlug den schweren Rock um ihren zerbrechlichen Buben, der jetzt zwischen dem dicken Stoff noch zarter aussah. Nicht auszu-denken, was gewesen wäre, wenn man sie von ihm getrennt hätte. Sie hatte ihm weisgemacht, dass sie mit ihm Verstecken spielt, und im Fuhrwerk zwischen allerlei Gerätschaft und Pferdedecken hatte sie ihn durch die Kontrollen geschmuggelt, hatte Blut und Wasser geschwitzt vor lauter Angst, dass man ihn findet oder dass er nicht genug Luft kriegt. Vor der Grenze nach Bayern hatte man den Tross noch tagelang warten lassen, ehe der Bayernkönig endlich das Weiterziehen durch sein Land erlaubte.

Philipp Speichinger, der bei allen äußerst beliebt war und stets vernünftige Vorschläge bereithielt, hatte die Führung übernommen. Er schien keine Müdigkeit zu kennen, so wie sein Pferd, die Liesel. Sollten sie vielleicht genauso unter dem Joch gehen wie die beiden Ochsen daheim? Er durfte gar nicht daran denken, was wohl die anderen in Schwarzach machten. Sein liebes Weib war vor Gram plötzlich gestorben. Er evangelisch, sie katholisch. Er musste gehen, sie musste bleiben. Da war ihr das Sterben noch lieber. „Du bist genauso stur wie dein Vieh!“, hatte sie ihm immer wieder vorgeworfen, weil er nicht den Glauben wechselte. „Ja, genauso stur und genauso stark. Schau dir die Ochsen an,

wie sie den Karren aus dem Dreck ziehen! Weib, versteh mich doch. Wenn wir uns jetzt beugen, dann müssen wir uns immer beugen, dann hat uns der Firmian in der Hand. Mein Weg ...“ – Ach, es waren immer die gleichen Diskussionen. Dann hatte sie sich einfach hingelegt und war nicht mehr aufgestanden. Als er von der Feldarbeit kam, schien sie zu schlafen, am helllichten Tag, aber als er zur Ofenbank ging und die Dielenbretter knarrten laut, wachte sie nicht auf, so wie sonst, und als er ihr liebliches Gesicht streichelte, war es schon kalt.

Die Liesel zog nicht nur seine eigene geringe Habe. Auf dem Wagen waren auch Kisten und Säcke der Nachbarn und Freunde. Ein Beutel mit Hafer, Bündel mit Kleidung, Töpfe, Pfannen, Ziegenfelle, Ackergeräte. Eben das Notwendigste.

Nie würde er das Trauerspiel des Abschieds vergessen. November. Schnee. Kälte. Eisiger Wind. Ein junger Bursche hatte sich aus der abziehenden Gruppe gelöst und war zurückgerannt, um den Gaul seines Herrn noch einmal zu streicheln, rieb dem Pferd die Stirn zwischen den Augen, strich ihm über die Flanken, drückte die Nase an die geblähten Nüstern. Dann war der Bub mit schweren Schritten zurück zu den anderen gegangen, hatte sich mit dem Ärmel über die Augen gewischt und sich noch ein paar Kieselsteine in die Hosentasche gesteckt. Er dachte auch an Joseph, seinen Nachbarn, der sein Pferd Ramos mitnehmen durfte. Aber die kleine Magdalena hatte man ihm weggenommen.

Seine Frau war ein Jahr zuvor gestorben bei der Geburt des zweiten Kindes. Wie ein Kirchenmann so grausam sein konnte. Immer wieder hatte er gefragt, wo ist der Gott, zu dem wir beten. Die Liesl stemmte sich ins Geschirr und zog den Karren durch den Morast. An einem Baum lehnte eine alte Frau, erschöpft: „Lasst mich hier sterben. Keiner kennt das Ziel, warum soll ich die Anstrengung noch auf mich nehmen?“ „Ach, Mutter Sedelbauer. Komm mit mir.“ – Philipp führte sie zu seinem Fuhrwerk, breitete ein paar Decken aus und sie legte sich hin und flüsterte ein Danke. Regen, kein Regen. Schnee, kein Schnee. – Er musste sich zwingen, die Hoffnung nicht aufzugeben.

Auch Katharina war völlig erschöpft und schlurfte nur schwerfällig vor sich hin. Ihr Bub, eingewickelt in ihren Rock, konnte kaum noch die Füße heben. Ach, hätte sie ihn doch daheim gelassen. Jetzt tat es ihr leid – und doch, sie hätte sich vor Gram verzehrt, hätte man auch ihn von ihrem Herzen gerissen. Sie betete vor sich hin: „Ich bin voller Zuversicht. Ich bin erfüllt mit Trost; ich habe überschwängliche Freude in aller unsrer Bedrängnis.“ – Der Vers aus dem Brief an die Korinther half ihr, etwas ruhiger zu werden, wieder Hoffnung zu schöpfen. Auch Daniel sagte nichts. Philipp stimmte ein Lied an. Mit kräftiger Stimme sang einer nach dem anderen mit: „In dir ist Freude in allem Leide – wer dir vertrauet, hat wohl gebauet.“ Als singender Haufen näherten sie sich einem Dorf: „Lasst uns lagern und ausruhen. Schau, da droben, die Kapelle.“

Auf der Wiese eine Heuhütte, das Tor nicht verschlossen. In einer Ecke des Stadels ein Haufen Heu und Stroh, wo sich die ganz Schwachen, die Alten und die Kranken hinlegen und ausruhen konnten. Katharina bettete ihren Daniel aufs Heu, ging zum Leiterwagen und fand etwas zum Zudecken. Er schlief sofort ein. Sie machte ihm das Kreuz auf die heiße Stirn, ehe sie sich hinausschlich und ihn der Obhut ihrer Freundin überließ. „Ich bin gleich zurück.“ „Mama, mir isch ganz warm.“, hörte sie ihn noch sagen im Schlaf.

Sie ging hinauf zum Kirchenbuckel. Drei, vier Stufen, dann musste sie wieder verschnaufen. Es hatte wieder angefangen zu schneien. Eigentlich war es noch viel zu früh, hier Quartier zu machen, aber die Tage waren kurz und im Dunkeln war alles noch schwieriger. Sie betete für ihren Buben, für ihren Mann und für die Daheimgebliebenen, für Nachbarn, die man gleich in den Kerker geworfen und in Ketten gelegt hatte. Der Glockenschlag brachte sie zurück in die Gegenwart. Greifbare heilige Stille erfüllte den Andachtsraum. Ergriffen ging sie durch den schmalen Mittelgang, bestaunte den Flügelaltar. In der Mitte lächelte die Muttergottes auf ihren Sohn herab, so wie sie selbst noch vor wenigen Minuten auf Daniel gelächelt hatte. Dieser Maria konnte sie ihre Nöte anvertrauen. Diese Maria hatte nichts zu tun mit dem Bischof Fir-

mian. Über dem Gottessohn, in Windeln gewickelt, hing das Kruzifix mit dem Gekreuzigten. Was hatte Christus auf sich nehmen müssen, um die Welt zu erlösen. Und sie zweifelte? Dabei war doch ihr Glauben das einzige, was ihr noch geblieben war.

„Wer seid ihr, woher kommt ihr?“ – Katharina erschrak, hatte nicht bemerkt, dass noch jemand in der Kirche war. Unter der Empore stand eine Bäuerin, ihre Haare verdeckt vom Kopftuch, ein Umhang über der Schulter. „Ich bin die Katharina.“ Sie streckte der fremden Frau die Hand hin.

„Und ich die Rosina. Wer seid’s denn? So viele Menschen, das hat’s ja hier noch nie gegeben. Ihr müsst doch müd sein und hungrig. Was mach mer denn mit euch. Ihr braucht’s doch was zum Essen. Und zum Schlafen. Hab schon g’sehn, dass ein paar von euch in die Heuhütte sind.“

„Aus Salzburg simmer. Ham’s Land verlassen müssen, weil mer ...“ – „Ach, will’s gar net wissen. So, so, die Salzburger. G’hört hammer schon davon. G’hört schon. Unser Herrgott ist doch für alle da. Meinst net, dass mir Frauen auf dera Welt manches ganz anders machen täten als die Mannsbilder? Brauchst bloß da vorn am Altar die Maria anschau’n. Pst, muss ja keiner wissen, dass i so denk. Jetzt müss’mer doch einfach mol schau’n, dass ihr was zum Essen kriegt und wieder a trocknes Gwand. Komm mit, es passiert dir scho nix.“

„Zerscht muss i zu mei’m Buben. Der schläft drunten in der Heuhüttn. Ihm war so kalt. Weißt, wir sin ja schon die fünfte Woche unterwegs. Er hat schon immer wieder mitfahr’n können auf dem Leiterwagen, aber gestern und heut wollt er halt immer bei seiner Mama sein.“

Rosina beugte das Knie und schlug das Kreuz, ehe sie mit Katharina hinausging, die Stufen hinunter zu den Männern, Frauen, Pferden, Ochsen, Hunden, Ziegen. Eine verwehrloste Schar. „Wär ich an deiner Stelle, Angst hätt ich vor all diesen wilden Gesellen!“, sagte Katharina und sie lachten miteinander, obwohl’s gar nicht so zum Lachen war. Alle wollten nur noch essen, trinken und schlafen – und endlich wieder Hoffnung schöpfen.

Kurz vor dem Dunkelwerden kam Katharina in die Hütte. Ihr Sohn schlief und schlief doch nicht. Seine Stirn war heiß, er schien zu fantasieren: „Mama, Mama, da ist ganz viel Licht. Dieses Licht, Sonne wie tausend Sonnen. Mama, wie ich dich so lieb hab!“ – Sie beugte sich über ihn und seine Ärmchen legten sich um ihren Hals. „Gell, du hörst auch die Vögel. Und du siehst auch die Sonne!“ Ein seliges Lächeln legte sich auf seine Augen, die Ärmchen fielen schlaff auf seinen kleinen Körper, noch einmal ein tiefes Atmen – dann war es ganz still. Katharina faltete ihrem Buben die dünnen Händchen, legte ihm ein paar getrocknete Grashalme und eine Heublume zwischen die Finger. Sie war an seiner Seite, als er sein Leben aushauchte. Das war ihr einziger Trost. Wenn ihr kleiner Liebling nicht länger mit ihr leben durfte, so durfte er doch wenigstens in ihrer Nähe sterben. „Was ist ihm erspart geblieben.“ Dieser Gedanke hämmerte all ihre Trauer aus dem Herzen.

Rosina stand noch neben Katharina. Die beiden Frauen wechselten einen Blick des Verstehens. Rosina drückte ihrer neugewonnenen Freundin die Hand. „Ich hol eine Kerze.“ Katharina setzte sich derweil neben ihren Buben, legte sein Köpfchen in ihren Schoß und summete ihm das Lied vor, das er beim Schlafengehen immer von ihr hören wollte. In seine kleinen Hände legte sie zu den Grashalmen und der Heublume noch den runden Kiesel, den er in all den Tagen fest umklammert hatte. Fiebriger Schweiß klebte noch daran.

Stumm wurde der Vater, als er sein Büblein so daliegen sah. Liebevoll legte er seinen Arm um Katharina. Seine Nähe tröstete sie. Wie gern hätte sie jetzt geweint, doch sie hatte keine Tränen mehr. „Ich war bei ihm, als er seinen Weg antrat in die andere Welt. Jetzt ist er drüben.“ Er zweifelte: „Ja, meinst, dass da noch was ist, wenn alles vorbei ist?“ „Ohne diesen Glauben könnte ich nicht weitergehen.“ Rosina kam zurück mit einem Talglicht in einer Tonschale. Das Flackern warf huschende Schatten an die Wand. Eine Frau war aufgewacht und schaute mit schreckensgeweiteten Augen zu dem Knäblein: „Ist er ...“ – „Pst!“ Katharina legte ihren Finger auf den Mund. „Er hat’s gut.“

Jetzt hat er's gut. Für ihn ist's vorbei. Er wird uns zuschauen von da oben.“ Und sie legte den Kopf in den Nacken und richtete ihren Blick hinauf zum Dachgebälk.

Mathias ging mit Rosina zu ihrem Hof und kam mit guten Nachrichten zurück: „In einer Stube können wir unseren Daniel aufbahren. Heut' können wir sowieso nichts mehr für ihn tun. Ich hab' eine Decke mitgebracht für ihn.“ – „Soll ich ...?“ – „Nein, bleib da, ruh dich aus, der Joseph kommt und hilft mir.“ Ein Mann schälte sich aus dem Dunkel. Groß, kräftig, seinen breitkrepigen grünen Filzhut in die Stirn gezogen. Er war eigenbrötlerisch, aber wo man anpacken musste, half er, ohne viel Aufhebens zu machen. Behutsam legten sie den Körper des Buben in die Decke. Joseph strich dem Buben liebevoll mit dem Handrücken über die Wangen, ehe die Männer die Decke zusammenschlugen und Daniel hinaustrugen in die Nacht, die voller Gnade das Elend verhüllte. Die Augen hatten sich an das Schwarze gewöhnt. Rosina stand mit einem großen Talglicht schon an der Türe und führte die Männer zu dem Zimmer, das sie bereits für den verstorbenen Knaben hergerichtet hatte.

„Als wenn er nur schläft. Schaut nur, wie er lächelt.“ Sie legte den Körper mit der Decke auf den Tisch. „Geht nur, kümmert euch um seine Mutter, sagt ihr, dass ich ihn waschen tu und anzieh'n. Schöne Sachen soll er von mir kriegen für seine letzte Reise. Von meinem Bub, der g'schorben is letzt's Jahr. Der hat auch nicht älter werd'n dürf'n. Sagt seiner Mutter, dass mein Büble auch g'schorb'n is, dann weiß sie, dass ich mich einfühlen kann. Kommt's morgen zu mir. Dann könnt ihr mit uns frühstücken. A Brennt's Mus hommer halt jeden Tag. Und dem Sargmacher sag ich B'scheid, dann könnt's ihr ihn auf unsern Gott'sacker bringen. Mir ham bloß en katholischen Pfarrer, aber mit dem red' i, mir machen des scho.“

Mathias wollte für sein Büblein selber aus der Bibel lesen „Meine Bibel hat keiner gefunden. Immer wieder kamen die Soldaten von Firmian und haben alles durchsucht. Aber der Ajax war scharf, stand immer mit gefletschten Zähnen am Hoftor vor seiner Hundshütten. Fußtritte ham's ihm geben. Aber auf die Idee, dass die Bibel beim Ajax liegt

unter seim alten vertrockneten Knochen in em Erdloch, auf die Idee sind's net kommen. Dielenbretter ham's im Hausgang rausg'rissen und nix g'funden. Keim hab ich verraten, wo ich die Bibel hin hab, damit keiner lüg'n muss für mich.“

Er kannte die Bibel wie kaum ein anderer. Auch für sich selber hat er oft drin gelesen. Ihm mochte bestimmt für seinen Bub die richtige Stelle einfallen. Mit diesem Gedanken schlief er ein. Katharina suchte im Schlaf seine Hand, die er festhielt und nicht mehr losließ.

Ganz unerwartet wendete sich plötzlich für die Vertriebenen das Blatt: Am 2. Februar 1732 bekamen sie von König Friedrich Wilhelm I. von Preußen eine Einladung, in der er den Salzburger Protestanten die preußische Staatsbürgerschaft mit zahlreichen Vergünstigungen anbot, wenn sie bereit waren, nach Ostpreußen zu gehen. Sogar Taschengeld erhielten die Salzburger Glaubensflüchtlinge. Jetzt kannten sie endlich ihr Ziel, auch wenn sie von Ostpreußen noch nie zuvor gehört hatten.

Es war gar nicht immer leicht, den Flüchtlingsstrom durch protestantische Städte zu lenken. Besonders wohlwollend wurden die Vertriebenen in Leipzig aufgenommen. Johann Sebastian Bach ließ für sie die Kreuzstabkantate aufführen. In der Thomaskirche ertönten Violine und Orgel und legten Trost und Freude auf ihre Seelen.

Über Berlin ging es weiter nach Stettin, wo sie ein Schiff bestiegen. Sie konnten es immer noch nicht glauben, dass ihre Reise über das große Meer führte und hatten schreckliche Angst davor, kannten doch nur ihren heimischen Acker. Unterwegs war Pfarrer Johann Friedrich Breuer zu ihnen gestoßen, der sie fortan begleitete und sich auf der Überfahrt als unentbehrlicher Fels in der Brandung erwies, wenn ihr Schiff über die Wellenberge geworfen wurde wie eine Nusschale. Eine Frau stimmte das Lied an: „Wer nur den lieben Gott lässt walten.“ Dumpf sangen sie gegen die Brandung an.

„... Wer Gott dem Allerhöchsten traut, Der hat auf keinen Sand gebaut.“ Pfarrer Breuer zeigte sich so fest im Glauben, dass er sie immer wieder beruhigen konnte: „Seht, ich fürchte mich auch gar nicht vor der See.“

Dann ging er zum Mastbaum und las ihnen aus dem Matthäus-Evangelium. Alle standen um ihn herum wie die hungrigen Schafe und lauschten dem Worte Gottes: „Und er stieg in das Boot und seine Jünger folgten ihm. Und siehe, da erhob sich ein gewaltiger Sturm auf dem See, so dass auch das Boot von Wellen zugedeckt wurde. Er aber schlief. Und sie traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: Herr hilf, wir kommen um! Da sagt er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Und stand auf und bedrohte den Wind und das Meer. Da wurde es ganz still.“ Gemeinsam dankten sie ihm: „Weil der Herr Pfarrer sich nicht fürchtet, so wollen wir uns auch nicht fürchten.“

Am 27. Mai 1732 kam das erste Schiff mit 120 Salzburger Emigranten in Pillau an. „Vier, vielleicht fünf Tagesmärsche noch!“ So vertröstete man sie vom einen auf den anderen Tag. Dass die Gegend waldig war trotz des nahen Meeres, das gefiel ihnen. Fast wie daheim – aber eben nur fast. Völlig entkräftet erreichten sie die Mündung der Rominte in die Pissa, wo an einer Flusskrümmung Gumbinnen lag, der preußische Regierungssitz von Preußisch-Litauen. Hier sollte die neue Heimat sein? Wohnen bei fremden Menschen? Verteilt auf mehr als zweihundert Ortschaften? So hatten sie sich das in ihren Träumen nicht ausgemalt. Die Bürgerschaft stand ihnen obendrein misstrauisch gegenüber, verstand ihre Sprache schlecht oder überhaupt nicht.

Mathias und Katharina hatten es noch vergleichsweise gut getroffen. Sie wurden zusammen mit Joseph auf einem leerstehenden Hof untergebracht. Jakob, ein Bub ohne Eltern mit einem Kätzchen, das ihm zugehört war, hatte sich immer mehr ihnen angeschlossen. In ihm fand Katharina einen kleinen Trost. Für Trauer war hier kein Platz. Sie brachte das Hauswesen in Ordnung, während Mathias auf den Ämtern das Nötige erledigte. Als er zurückkam, war sie gerade dabei, den Strudelteig auszuziehen. Auf einem Regal im Keller hatte sie noch ein paar runzlige Äpfel vom Vorjahr gefunden. Beim Äpfelschnipseln erzählte ihr Mathias, was sich alles zugetragen hatte. „Komm, lass uns raus sitzen, bis das Essen fertig ist.“

„Katharina, mir scheint, als wären wir jetzt wirklich angekommen? So weit weg, wie schon alles ist! Dass wir diese Albträume selber erlebt haben, ich kann es ja kaum glauben!“ Dann saß er einfach nur da. „Mathias, schau, ein Pfauenauge!“ „Hm – ach Katharina – darf gar nicht daran denken.“ „Dann denk nicht daran!“ „Hast ja recht, aber die Bilder kommen ja ganz von allein.“ „Dann schieb sie weg! Muss meine Bilder ja auch wegschieben.“ „All unsere Toten!“ „Ja, Mathias. Aber für die Lebenden geht es weiter!“

Er blieb eine Erwiderung schuldig, stand von seiner Bank auf und ging zur Hausecke, wo ein Spaten lehnte. Den nahm er mit zu seinem brachliegenden Garten, setzte die Schaufel auf den Boden, trat mit seinem ganzen Gewicht in die Erde und kippte die Erde zur Seite. In dem Moment kam ein Fuhrwerk vorbei und hielt an, wohl, weil der Bauer sich einmal umschauchen wollte, wie die so sind, die Neuen: „Na, hast wohl schon gemerkt, unsere Erde ist hart, sehr hart.“ „Ja, hab’ es schon gemerkt. Aber wir haben starke Wurzeln. Sehr starke.“

Sarah Sophia Krämer, 19 Jahre

Ich glaube nicht daran

Hoffnung ist etwas für Menschen, die glauben. Ich liege dort, auf dem kalten Boden und starre in die Dunkelheit über mir. Neben mir atmet jemand. „Glaubst du, wir werden uns wiedersehen?“, fragt sie leise. Der Atem gehört ihr, aber manchmal vergesse ich das. Ich vergesse, dass sie neben mir liegt, auf dem stillen Dachboden, und sich gemeinsam mit mir den Kopf zerbricht.

Das Kleid, das ich trage, liegt aufgefächert um mich herum. Ein Sommerkleid, weil heute ein warmer Tag ist. Doch hier oben, in der dunklen muffigen Luft, wirkt die Jahreszeit so fern, auch wenn ich die Hitze spüre, wie sie durch die Bretter unter mir ins Dach des Hauses kriecht. Mein Mundwinkel zuckt. Halb aus der Intention, etwas Harsches zu sagen, allerdings kommt nur ein leises Lachen heraus. „Glaubst du denn daran?“, frage ich genauso leise zurück. Meine Haut kribbelt bei ihrer Hand an meiner, die sich langsam um meine Finger windet.

Ich weiß, was sie antworten wird. Meine Finger drücken ihre, meine Nägel kratzen vorsichtig über ihre Haut. Sie antwortet immer dasselbe. Sie fragt immer dasselbe. „Ich glaube daran“, gibt sie zu, aber ich richte nur meinen Blick zur Seite und von ihr weg, damit sie nicht sehen kann, was ich denke. „Ich nicht“, sage ich. Meine Mutter holt uns aus unserem Traum, gerade, als sie antworten will und ich springe auf, putze mir hastig den Dreck vom Kleid. „Es geht los“, sage ich, ohne sie anzusehen. Ihr Schatten erhebt sich, da bin ich schon halb die steile Treppe hinuntergestiegen. Meine Mutter wuselt im Haus herum, weist meinen Vater ein, was er für Kisten tragen soll, und meine kleinen Schwestern und Cousins rennen herum, ziehen an ihren Nerven. „Das Auto steht bereits vor der Tür“, meint sie zu mir, sieht mich nicht einmal an. Ich nicke, nicht in der Lage, einen Ton herauszubekommen und laufe den Gang entlang ins Wohnzimmer, zu meiner Tante.

Sie nimmt mich in den Arm, ich ziehe am Stoff ihres blauen Kleides mit den kleinen weißen Rosen darauf, und wünschte, ich müsste nicht loslassen. „Habt eine gute Reise“, sage ich an ihre Brust gewandt. Meine Tante bückt sich ein wenig, damit sie mir besser in die Augen sehen kann und ihre dunkel gebräunte Haut schimmert rosig von den Tränen auf ihren Wangen. „Und du ein wundervolles Leben, ja?“ Ihre Hände drücken fest meine. Ich nicke. „Ja.“ Beinahe erstickte ich an diesem Wort, weil es so wenig Sinn macht. Wie soll ich jemals wieder glücklich sein, wenn sie alle weg sind?

Meine Cousinen mit ihr, mein Onkel, ihre älteste Tochter, die meine beste und einzige Freundin ist? Sie ist mehr als das. Sie ist meine andere Hälfte, mein Zwilling, dabei haben wir nur dieselben Großeltern. Ihr Herz ist meins, meins ist theirs. Und jetzt gehen sie und lassen mich zurück. „Ihr kommt doch zurück?“, ich frage das nur, damit ich hoffen kann. Ich weiß, was der Umzug meiner Tante und meines Onkels bedeutet. Meine Mutter sagt, sie tun es wegen des neuen Jobs, den mein Onkel ergattert hat.

Eine neue Wohnung. Mehr Geld. Das ist es, was sie brauchen. Sie wollen in die Stadt ziehen und ihren Unterhalt verdienen, uns damit unterstützen, weil hier nichts zu holen ist. Auf dem Land gibt es keine so gut bezahlten Jobs. Und mein Onkel hat jahrelang auf diese Beförderung hingearbeitet. Sie lässt meine Hände los und tritt einen Schritt zurück. Da habe ich meine bitteren Gedanken bereits so gut wie möglich verdrängt. „Du wirst glücklich werden“, sie spricht es aus wie ein Befehl. Wieder nicke ich. „Ok.“ Ich glaube ihr nicht, aber mein Mund formt die Worte, damit sie zufrieden ist. Sie lächelt traurig, tätschelt mir kurz den Kopf und geht dann an mir vorbei in den Flur.

„Der letzte Kleidersack ist im Auto!“, ruft mein Vater von draußen und mir wird kalt. Die Wanduhr tickt, ich drehe mich um und blicke in die Augen meiner gleichaltrigen Cousine, meiner besten Freundin. Sie steht in der Tür und sieht mich an. Ihre Augen wandern über mich, als wolle sie mich noch einmal richtig ansehen und ich tue dasselbe. Ich höre, wie meine Eltern sich mit meiner Tante und meinem Onkel drau-

Ben unterhalten und meine Cousinen um sie herum wuseln, kreischen, weil sie es nicht begreifen. Doch hier drinnen, hier im Wohnzimmer, sind nur sie und ich. Sie sieht mich an und meint: „Ich hoffe, egal wann wir uns das nächste Mal sehen, dass du bis dahin deinen Pony nicht mehr hast.“

Ich lache ohne es zu wollen. Sie hat recht, meine Haare sind nicht gerade schön geschnitten. Sie müssen rauswachsen, das sagt sie mir ständig. Aber dann erinnere ich mich: Wenn wir uns wiedersehen, dann ist das nicht morgen, nicht übernächste Woche. Es wird genug Zeit sein, dass mein Pony viermal oder mehr herauswachsen kann. Mein Lächeln verschwindet. „Wenn wir uns das nächste Mal sehen“, verspreche ich, „werde ich keinen Pony mehr haben.“ „Also glaubst du daran“, stellt sie fest, „dass wir uns wiedersehen.“ Mein Kopf schüttelt sich, da werden wir von meiner Tante unterbrochen, die ins Haus kommt. „Auf!“, sagt sie und winkt uns her, „verabschieden wir uns.“ Sie hat neue Tränen in den Augen, aber ihr Mund ist entschlossen zusammengepresst.

Draußen warten meine Eltern neben dem hellblauen VW Käfer meines Onkels und halten meine Schwestern zurück, die wie die Verrückten herumrennen wollen. Meine Cousinen sind bereits im Auto, aber das macht nichts. Sie sind zu klein, als dass sie sich an mich erinnern werden. Es ist in Ordnung. Die Farbe des Käfers ist von den vielen Stunden draußen in der Sonne bereits ein wenig verblichen. Ich weiß noch, wie teuer die Anschaffung war. Ein signifikanter Anteil des Jahresgehalts, was mein Onkel verdiente. Jetzt wird das auch nicht mehr so sein.

Mutter steht neben Vater und weint, obwohl sie es vor ihren Kindern verstecken will. Meine Freundin geht zu mir und ihre Arme schlingen sich um meinen dünnen Brustkorb, sie versucht, ihre Wärme mit meiner auszutauschen. „Schreib mir Briefe“, bittet sie mich, aber ich weiß noch nicht einmal, welche Adresse sie haben wird. „Schreib du mir“, gebe ich zurück, „du bist in der großen modernen Stadt. Erzähl mir, wie das Leben dort ist.“ Sie nickt und umarmt mich für einen kurzen Moment noch etwas fester. „Jede Woche“, verspricht sie mir.

Als sie in das Auto steigt und ich ihr Gesicht hinter einer Fensterscheibe erblicke, ist es wie ein Traum. Meine Hand hebt sich und winkt, da fahren sie knatternd los und meine Freundin bewegt ihren Kopf immer weiter nach hinten, bis sie mich aus den Augen verliert. Mein Arm bewegt sich immer weiter, immer dieselbe Bewegung, hin und her, bis ich das Auto am Horizont verschwinden sehe. Meine Eltern sind bereits nach drinnen gegangen, meine Schwestern spielen irgendwo im Haus Fangen und ich höre ihr Kreischen wie in einer fernen Welt, während ich immer noch über die staubige Straße hinaus starre und die Sonne auf mich niederstrahlt.

Mein Haar weht im seichten Sommerwind, mein Kleid zupft an meinen Knien. Nachbarskinder gehen hinaus zum Spielen, die Älteren von ihnen auf die Felder hinter der Häuserreihe, um ihre Arbeit zu verrichten. Ich stehe da und blicke in die Ferne, dort, wo sie verschwunden sind. Dann gehe ich hinein, schließe leise die Haustür und laufe hinauf in mein Zimmer.

Meine Freundin sehe ich nicht im nächsten Jahr, auch nicht im folgenden oder dem darauf. Es vergehen die ersten drei Jahre ohne sie und ich wachse aus meinen Schuhen, die ich zu ihrem Abschied trug. Mein Kleid, das sie zum letzten Mal umarmte, ist zu klein für mich geworden und manchmal hat es meine jüngere Schwester an, wenn sie hinaus in die Dorfschule geht. Ich werde älter, aber es kommen keine Briefe zurück. Meine Mutter gibt mir die Adresse, damit ich ihnen allen schreiben kann, aber niemand antwortet. Ich beginne mein Leben wieder so zu leben, wie es sein sollte, allerdings fehlt etwas. Die Wärme ihrer Stimme, die Fröhlichkeit in ihrem Lachen. Meine Cousine, meine Freundin ist nicht mehr hier und selbst Jahre später sitze ich manchmal auf meiner Bettkante und schaue durch die alten vergilbten Fotos von uns, als wir noch kaum laufen konnten.

Meine Mutter ruft mich eines Tages von unten und ich laufe die Treppe hinunter, jetzt vierzig Zentimeter größer und einem Teenager näher vom Körperbau als einem Kind. Die blonde Frau reicht mir die Schüssel mit

Kartoffelbrei und ich trage sie in das Wohnzimmer, in dem meine Schwestern, mein Vater und seine Eltern warten. Sie sind schon so alt, dass sie kaum noch hören. Mein Großvater hat vernarbte Wangen und ein krummes Bein vom Krieg und nennt mich manchmal „Elizabeth“, nach seiner verstorbenen Tochter. Großmutter ist faltig, aber noch genauso warmherzig, wie sie früher war und umarmt mich eng, als ich zu ihr komme.

„Wie erging es dir diesen Sommer, Mädchen?“, fragt sie und zieht mich auf ihren Schoß. Ich helfe ihr, weil ich schwerer und größer geworden bin und ihre Kraft schwindet. Sie drückt ihre Wange gegen meine und ich murmle: „Ich habe viel in der Schule gelernt. Aber Mutter sagt, wir können uns die weiterführende Schule nicht leisten.“ Allein die Schulmaterialien sind zu teuer. Großmutters alte Augen gehen zu meinem Vater, der am Tisch sitzt und von seiner Zeitung aufsieht. „Das stimmt“, bestätigt er und seine Augen gehen müde zu meinem Gesicht, „es ist kaum mehr etwas übrig dieses Jahr. Die letzten Reste der Haushaltskasse wurden vollständig für neue Kleider verbraucht, die Angelika benötigt, jetzt wo sie wächst und wächst.“

Ich zucke zusammen, aber meine Großmutter drückt meine Hand. „Sie kann Elizabeths alte Kleider haben, wenn es das ist“, sie spricht so liebevoll über ihre Tochter, „ein paar ihrer Schuhe sind noch gut und sollten Angelika passen. Ich habe einen Stoffmantel, den sie nur einen Winter trug, bis sie ...“, sie räuspert sich, „nun ja, bis sie ihn nicht mehr trug.“ Mein Großvater sieht auf und blickt mich an. „Aber warum trägst du deinen Mantel nicht mehr, Elizabeth?“, fragt er mich unwirsch. Großmutter schaut ihn nur an und schüttelt den Kopf. „Das ist Angelika, Hans. Sie wird ihn jetzt tragen, wo Elizabeth nicht mehr hier ist.“

„Nicht mehr hier?“, fragt der Alte und scheint langsam aus seiner Trance aufzuwachen, in der er sich seit Stunden befindet, „aber wo ist sie denn hin? Es gibt zu Essen, hol sie gefälligst her!“ Er schüttelt den Kopf. „Ungehorsames Mädchen ..., ist zu nichts zu gebrauchen!“ Großmutter schneidet eine Grimasse, die die Traurigkeit nicht verstecken kann. Ich sehe an ihr vorbei aus dem Fenster, erblicke die ersten Schneeflocken des Jahres, wie sie still an der Scheibe entlang bis auf den Boden fallen.

Vater hat mit den Söhnen unserer Nachbarn erst vorgestern den Rest Holz gehackt und in der Scheune gestapelt. Er wünschte manchmal, seine vier Töchter wären Jungen. Aber das verstehe ich. Was soll er mit Mädchen, vier Kindern, die Kleider und Strumpfhosen tragen. Röcke, abgetragene, aber mädchenhafte Schuhe. Das ist nichts zum Arbeiten. Doch Mutter will nicht, dass wir helfen. Sie hat Angst, dass meine Finger einmal zu abgenutzt aussehen werden und mich dann keiner mehr heiraten will.

Nach dem Essen spüle ich ab, während meine Mutter meinem Vater ein Bier bringt und meine Großeltern bereits auf dem Sofa eingeschlafen sind. Sie legt mir irgendwann eine Hand auf die Schulter und ich sehe zur Seite, ohne mit meiner Arbeit aufzuhören: „Denkst du, sie haben uns vergessen?“ Es ist die Frage, die mir schon lange im Kopf herumspukt. Seit dem heißen Sommertag, an dem ich mich von der Familie in ihrem verblassten hellblauen VW-Käfer verabschiedete. Meine Hand hebt sich manchmal im Schlaf, um ihnen zuzuwinken. Meine Freundin ist nicht mehr hier.

Ich lasse den Teller etwas zu harsch auf einen anderen fallen und die Frau mit ihren in den letzten Jahren deutlich ergrauten Haaren lässt mich zur Seite treten. „Ich mach das“, murmelt sie, schnappt sich die Spülflasche und schrubbt und schrubbt, während ich ihr stumm zuschaue und mich nicht traue, zu fragen, ob sie sich damit ablenken will.

Mein Onkel hat sich einmal gemeldet, aber die Adresse muss veraltet sein. Die Briefe, die mir Mutter manchmal zum Postamt mitgibt, sind weich von ihren Tränen. Es sind drei Jahre vergangen, beinahe vier. Kein Mucks, kein Besuch. Nicht einmal Geld. Im ersten und letzten Brief von Onkel Walter stand: „Es ist anders hier, als wir erwartet haben. Rechnet damit, dass wir uns erst einmal einfinden müssen, bevor wir etwas schicken können.“ Seitdem kam nie wieder etwas von ihm, noch von meiner Tante oder meiner besten Freundin.

Mutter spült weiter in der Stille, dann sagt sie auf einmal leise: „Niemand hat uns vergessen.“ Ihre Stimme klingt brüchig. „Und warum schreiben sie dann nicht?“, traue ich mich nachzuhaken, „warum schicken

sie nichts? Wie sollen wir es ohne ihr Geld schaffen?“ Ich bin vielleicht noch sehr jung, aber ich weiß um unseren Mangel an Mitteln. Spülwasser spritzt mir auf den orangen Rock, der mir mittlerweile auch zu kurz ist, als sie den Schwamm aus dem Becken holt und ihn auf den Küchentresen knallt. Ich springe zurück, starre mit großen Augen meinen nassen Stoff, dann ihren Hinterkopf an. „Um Gottes Willen“, sie wirft die Hände in die Luft, starrt nach oben an die Decke, „um meinetwillen, Angelika! Ich möchte nicht darüber reden!“

Als sie nach einigen Sekunden die Hände sinken lässt und stur weiter spült, wische ich mir die größten Schaumspritzer vom Rock, dann ein paar vereinzelte aus dem Gesicht. Ich drehe mich um, gehe aus dem Raum und hinauf in mein Zimmer. Ich komme selten heraus. Die nächsten Wochen werden zu Monaten. Meine kleinere Schwester bekommt anstatt mir die Briefe an Onkel Walter in die Hand gedrückt und ich schaue ihnen trostlos nach, wie sie wellig in den kleinen Fingern des blonden Mädchens liegen, das auf und ab hüpfend die Straße zum Postamt runterrennt.

Ich weiß kaum, wie die Zeit an mir vorbeigeht, da stecke ich auf einmal in alten Arbeitsschuhen meines Vaters, halte die Äste des Obstbaumes, damit er durchklettern und uns das Holz heraussägen kann. Meine Zehen frieren durch die kleinen Löcher am Profil der Schuhe, aber mir fällt nicht ein, warum ich mich beschweren sollte.

Der nächste Winter ist hart. Meine Mutter fängt wieder zu arbeiten an, gerade dann, als klar wird, dass wir es anders nicht schaffen. Jetzt kommt sie später nach Hause, hat kaum mehr Zeit für meine zwei kleinsten Schwestern, die nicht schreiben können. Manchmal sitze ich nach der Hausarbeit mit ihnen am Tisch und helfe ihnen bei ihren Aufgaben. Ich bin vierzehn, als ich nach Hause komme und meine Großmutter nicht mehr da ist. Ich laufe ins Wohnzimmer, finde meine Eltern vor ihrer Leiche im Sessel vor und lasse die Blumen fallen, die ich auf dem Feld neben unserem Haus gepflückt habe.

Die Stängel und Blüten klatschen mir gegen die nackten Beine. Ich renne in mein Zimmer, schlage die Tür zu und schere mich nicht um die drei anderen Mädchen, die sich mit mir den Raum teilen, schmeiße mich aufs Bett und beginne zu weinen. Spät am Abend schreibe ich meiner Freundin einen Brief. Ich schicke ihn nie ab, weil es mich mehr tröstet, ihn in stillen Momenten aus der Schublade zu holen und einfach nur in den Händen zu halten, als ihn abzusenden und ihn nie wieder zurückzubekommen.

„Gib mir mein Buch zurück!“, sage ich zwei Jahre später zum Sohn des Bauers am anderen Ende meiner Straße und greife nach oben, nur hält er es höher, als dass ich es erreichen könnte. „Was gibst du mir dafür im Austausch?“, fragt er grinsend und seine Haarsträhnen streifen im Wind meine Stirn. Ich sehe ihn an und vielleicht liegt es daran, dass ich noch nie viel Kontakt zum anderen Geschlecht hatte, dafür haben meine Eltern gesorgt, aber ich trete einen Schritt zurück. „Behalte es“, sage ich zu ihm und laufe langsam rückwärts, Richtung Haus, „das ist es mir nicht wert.“ Ich wünschte, meine Cousine wäre da, könnte mein Leben mit mir erleben und ich das ihre. Doch jetzt muss ich es allein durchstehen. Er betrachtet mich bloß, lässt mich gehen. Als ich die Haustür hinter mir zuschlage und meine Mutter mich in die Küche ruft, sind meine Wangen rot und mein Herz klopft wie verrückt.

Mein nächster Sommer ist wirr. Ich fühle mich erwachsen. Hübsch. Meine Kleidung ist nun die meiner Mutter, weil ich aus allen Mädchenklamotten herausgewachsen bin und langsam aussehe wie eine Frau, trotzdem denke ich immer wieder an sie. Das Mädchen, das ich einmal kannte, als ich dünn und klein und kindlich war. Ob es ihr gut geht? Ich stelle das graue Kabeltelefon zur Seite und reibe mir übers Gesicht. Meine Beine hängen über die alte Matratze und das frühe Sonnenlicht scheint mir warm auf die Haut. Manchmal frage ich mich immer noch, wo sie sind. Geht es ihnen gut? Warum melden sie sich nicht? Aber dann erinnere ich mich daran, dass sie nicht mehr Teil meines Lebens sind.

Vier Jahre später sitze ich neben George und esse Eis. „Was hältst du davon?“, fragt er und ich versuche zu lächeln. Manchmal fühlt sich mein Magen an wie Stein, wenn ich bei ihm bin. „Das ist eine wundervolle Idee!“, bringe ich heraus, „vielleicht ist das genau das Richtige! Vater wäre bestimmt froh, wenn du dich ab jetzt um mich kümmerst.“

Ich tue so, als hätte ich eine Wahl, als George zwei Wochen später vor meinem Vater um meine Hand anhält und dieser für mich nickt. Mutter klatscht freudig in die Hände, der Auflauf auf dem Tisch ist von Georges letztem Gehalt bezahlt. „Auf meine Tochter!“, hält Vater wenig später auf meiner Hochzeit seine kurze Rede, „die es endlich geschafft hat, einen Mann zu finden!“ Er sieht mich an und alles, was ich erkennen kann, ist die Rechnung, die er klamm heimlich aufgestellt hat. Ein Kopf weniger zum Durchfüttern.

Ein halbes Jahr später, sitze ich in Georges vererbten Wagen und winke meiner Mutter und meinen Schwestern zu. Vater ist bereits zur Arbeit. Mein Ehemann startet den Motor und ich verlasse meine Heimat, das kleine Dorf, zum ersten Mal in meinem Leben. Von nun an ist mein Alltag ein anderer. Das erste Kind bekomme ich elf Monate später im Krankenhaus. Meine Eltern sind nicht hier, sie erfahren von der Geburt aber per Telefon. George wählt ihre Nummer, gerade, als ich den kleinen Körper meines Sohnes in den Armen halte und mir eine Träne über die Wange rutscht. Was gäbe ich dafür, meine Freundin hier zu haben.

Christian macht seine ersten Schritte ohne sie. Ich lerne ohne sie wie es ist, eine Mutter zu sein. Ich wachse, bekomme zwei weitere Söhne, dann eine Tochter und als ich alt und grau bin, sitze ich auf meinem Schaukelstuhl auf meiner kleinen Veranda und wippe meine kleine Urkelkin im Arm. „Ich habe sie!“, ruft mein Enkel, reißt das Fliegengitter zur Seite und kommt nach draußen. Meine Augen finden das Telefon in seinen Händen. Er hält es mir hin. „Hier“, sein Blick strahlt förmlich, er nimmt mir nach einer weiteren Sekunde seine Tochter aus dem Arm. „Was soll ich damit?“, frage ich und umklammere das kalte Ding.

„Die Nummer deiner Cousine wählen“, er zwinkert mir zu, „meine Schwester und ich haben es endlich geschafft, sie ausfindig zu machen.“ Ich starre ihn an, bis seine Worte wirklich zu mir durchdringen. Dann beginne ich zu zittern. Irgendwann nimmt er mir sein Handy ab, wählt bei meinem Nicken die Nummer und hält es mir ans Ohr.

Es dauert einige Sekunden, in denen es auf der anderen Seite wählt, und meine Finger werden schwitzig. Ich falte sie in meinem Schoß und atme, atme einfach. Mein Herz klopft mir bis zum Hals und ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal so aufgeregt war. Meine Freundin hebt schließlich ab. Nach einigen Minuten des ungläubigen, abgehackten Gesprächs, weil ich immer wieder anfangen, mitten im Satz zu weinen, einigen wir uns auf ein Treffen.

Sie nimmt mich drei Tage später in den Arm und sagt: „Du hast ja wirklich keinen Pony mehr!“ Und ich lache, halte sie in ihrem Rollstuhl im Altersheim. Hinter mir meine Familie. „Nein“, schluchze ich, „und du hattest recht!“ Als sie damals meinte, ich solle daran glauben, dass wir uns wiedersehen. Ihre Finger finden meine und als ich genau hinsehe, trägt sie das hellblaue Kleid ihrer Mutter. Das, mit den kleinen weißen Rosen darauf.

Ivana Mazalovic, 27 Jahre

Du kannst

Auch ohne zu sehen,
oder es irgendwie zu verstehen,
leitet eine Wärme meinen Weg.

Ohne zu hören,
ohne ihn direkt zu spüren,
wacht ein Engel über mein Ergehen.

So viele Sorgen,
über den nächsten Morgen,
verschwinden mit dem Gebet.

Fühle mich geboren, erhoben
durch das Gespräch,
eine Zuversicht, die in der Luft schwebt.

Was mich bewegt,
und gleichzeitig hält,
was mich motiviert,
wenn alles andere kapituliert,
ist keine Formel, ist kein Gesetz,
vielmehr ein unsichtbares Netz.

Es fängt mich auf,
erlaubt mir sicheres Landen,
ich fühle mich auch ohne Worte verstanden.

Manche Dinge sind nicht ersichtlich,
nicht mit dem bloßen Auge,
und doch schenken sie so viel Vertrauen.

Ich weiß, dass alles gut wird,
auch ohne alles zu wissen,
weiß, dass meine Hoffnung größer ist als jede Angst, und
dass eine Stimme sagt: „Du kannst!“

Eine Tiefe, die mich fliegen lässt,
eine Umarmung, ganz innig und fest,
ein Mut, der mich nicht verlässt.

Bringt mich immer wieder zum Staunen,
wie stark, der Glaube.

Mia Ninic, 20 Jahre

(K)ein ganzes halbes Herz

Nellie

Mein Herz machte einen kleinen Hüpf, als mein Handy mit einer neuen Nachricht vibrierte. Es beruhigte sich aber in dem Moment wieder, als ich die Nachricht las. Meine Wetter-App warnte mich vor starkem Regen. Kopfschüttelnd steckte ich mein Handy zurück in die Tasche und drückte die schwere Krankenhaustür auf. Draußen empfing mich, wer hätte es gedacht, der angekündigte Starkregen. Ich hielt mir ein Buch über dem Kopf, als ich es roch. Rauch. Oder besser gesagt, Zigarettenrauch. Ich schaute über die Schulter, aber da war niemand. Im Aschenbecher glühte nur eine halbabgebrannte Zigarette aus, aber nirgendwo war der Besitzer zu sehen. Und meine war sie ganz bestimmt nicht. Merkwürdig. Ich wandte mich zum Gehen, aber konnte meinen Blick immer noch nicht vom Aschenbecher abwenden. Der Regen prasselte auf das Vordach. Ich musste lächeln, als ich an ihn dachte. Im ersten Semester standen Leo und ich genau hier. Er rauchte immer eine vor der Uni, obwohl er als Medizinstudent genau wusste, wie schlecht es für ihn war. Ich stand genau da, wo ich jetzt auch stehe. Ich schaute ihn mit zusammengekniffenen Augen an, eine spitze Bemerkung über seine ungesunde Angewohnheit lag mir auf der Zunge. Doch Leo schüttelte nur den Kopf und lächelte mich an. Er sagte, er bräuchte das, um mich zu beeindrucken. Aber ich wusste genau, wie nervös ihn Professorin Meyer mit ihren Fragen und einschüchternden Auftreten machte. Obwohl Leo das niemals zugeben würde, wusste ich genau, was für ein kleiner Schisser er im Inneren doch war. Das Glimmern der Zigarette erlosch und brachte mich in die Realität zurück. Ich packte meine Tasche fester und lief über den Campus zur Bushaltestelle.

Zuhause wartete eine Box in Schuhkartongröße auf dem Esszimmertisch auf mich. Neugierig näherte ich mich ihr. War sie für mich? Oder gehörte sie einer meiner Mitbewohnerinnen? Meine Finger fuhrten die Ecken des Kartons nach. Kein Absender oder Empfänger. Es war auch nicht zugeklebt. Ich wollte es öffnen, doch eine Stimme ließ mich zusammenzucken. „Zoé sagt, es ist nicht ihrer.“ Matilda lehnte im Türrahmen von ihrem Zimmer. Die Arme waren verschränkt, aber sie schenkte mir ein freundliches Lächeln. „Du hast mich zu Tode erschreckt, Tili“ schimpfte ich sie, während ich meine Hand gegen die Brust presste. Tili schlenderte mit erhobenen Händen zu mir rüber und spähte in den geschlossenen Karton.

„Du weißt nicht, was drin ist?“, fragte ich sie verwirrt, worauf ich nur ein Schulterzucken von ihr erntete. „Na mach schon auf, Nele!“ ,drängelte Tili. Ich konnte nicht anders als zu lachen. Ich öffnete also den unbekanntem Karton und holte eine weitere Box heraus. Diese kannte ich. Sie war meine. Ich schluckte, bevor ich sie öffnete. Tili stand so dicht neben mir, dass ich sie atmen hören konnte. Doch alles drang in den Hintergrund, als ich die Postkarten aus der Box holte. Ich hörte nur noch meinen Herzschlag in den Ohren. Er wurde immer schneller. Wie sind sie in den Karton gekommen? Es musste beim Umzug passiert sein.

„Sind das Postkarten?“, sprach Tili das Offensichtliche aus. Ich nickte nur. „Wer schreibt denn heute noch Postkarten?“, fragte sie weiter, während ich eine nach der anderen anschaute, als ob ich sie nicht auswendig kannte. Auf der linken Seite waren zwei Strichmännchen gemalt, zwischen ihnen ein Herz. Ganz oben stand die Stadt, auf jeder Postkarte eine andere. Doch der Text unten war immer derselbe. „Es sind dieselben Sterne! In Liebe, Leo. PS: Ich liebe dich.“, las Tili laut vor. Sie machte eine kurze Pause und schaute mich an. „Leo hat die geschrieben?“ Ihren Augenbrauen waren verwirrt hochgezogen.

„Ja, er war in den Sommerferien immer mit seinen Eltern mindestens einen Monat weg. Und damit ich ihn nicht vergesse, hat er mir aus jedem Ort eine Postkarte geschickt.“ Ich klappte den Deckel mit einem

Lächeln wieder zu. „Als ob ich Leo jemals vergessen könnte“, fügte ich etwas leiser hinzu. Sie warf mir einen Blick zu, den ich nicht richtig einordnen konnte.

Ich las den Satz nun zum dritten Mal. Verstanden hatte ich immer noch nichts. Frustriert klappte ich das Buch wieder zu. Der Bus war relativ leer und draußen zog der frühe Morgen an mir vorbei. Ich schlug das Buch wieder auf, aber die Buchstaben tanzten vor meinen Augen. Meine Gedanken drifteten an die Sterne in Sydney, New York und die Côte d'Azur ab. Alle Postkarten verschwammen zu einer riesigen. Das Hupen eines Autos holte mich zurück und ich packte mein Buch endgültig weg. Stattdessen tippte ich eine Nachricht auf meinem Handy.

N: „Vor der Vorlesung noch einen Kaffee?“ Während ich auf eine Antwort wartete, fiel mein Blick auf mein Handgelenk und die vielen unterschiedlichen Armbänder. Jedes einzelne erinnerte mich an eine Person oder einen Moment, an dem ich es gekauft hatte. Ich fuhr mit den Fingern über die verschiedenen Oberflächen. Ich fühlte, wie sich ein Lächeln auf meinen Lippen ausbreitete. Eins fehlte, wie immer. Ich kann mich nicht an den Moment erinnern, als ich es verloren habe. Es war einfach vom einen auf den anderen Tag weg. Leo hatte es mir zum Geburtstag geschenkt. Das Armband war aus Silber gewesen und hatte unsere Initialen als Anhänger. Bisschen kitschig, aber ich habe es trotzdem geliebt. Ich hatte schon überlegt es zu ersetzen, aber – ... Das Vibrieren meines Handys riss mich aus den Gedanken.

L: „Als ob ich jemals nein zu Kaffee sage.“ Ich lächelte. Niemand von uns würde das Kaffeedate absagen. Der Kaffee vor der Vorlesung war in meinem Tagesablauf mindestens so wichtig wie das Zähneputzen. Der Bus hielt an meiner Station und ich quetschte mich durch die Tür nach draußen. Er fuhr gerade vorbei, als mein Blick an einer Person auf der anderen Straßenseite hängen blieb. Braune Locken waren das Einzige was ich sah. Sie ließen mein Herz sofort schneller schlagen. Ich merkte gar nicht, wie meine Finger automatisch zu der Stelle wanderten, an der das Armband immer gewesen war.

Leo

Die Rücklichter des Buses lachten mich praktisch aus. Ich fuhr mir durch die Haare und stieß einen genervten Laut aus. Das kann nicht sein. Ich kann nicht wieder zu spät zur Uni kommen. Ich ging meine Optionen durch. Laufen wollte ich nicht. Schnell tippte ich eine Nachricht und wählte dann Timmys Nummer.

L: „Ich schaff's nicht pünktlich, sorry.“ Muss auch ohne Kaffee gehen heute. Es klingelte nicht lange, bevor Timmy den Anruf annahm. „Was geht, Leo.“ Seine Stimme schien von irgendwo ganz weit weg zu kommen. Das hieß, er war im Auto. Jackpot. „Hey, Bro, kannst du mich bitte mitnehmen? Hab den Bus verpasst.“ Ich strich mir mit der Hand über den Nacken. Die Sonne knallte mir direkt ins Gesicht. Timmy brummte etwas Unverständliches. „Hast Glück, bin gleich bei dir. Muss Schicksal sein.“

„Kein Schicksal“, antwortete ich automatisch und schob aber noch ein „danke“ hinterher. Es dauerte nicht lange, bis Timmy vor mir stehen blieb und ich in sein Auto einstieg. Eine angenehme Stille breitete sich im Auto aus. Ich suchte in meinem Rucksack nach meiner Schlüsselkarte für das Unilabor. Timmy hielt gerade an einer roten Ampel, als ich sie triumphierend in die Luft hielt. Neben der Schlüsselkarte fielen ein paar meiner Notizen und Papiere aus der Tasche. Ich griff gerade nach einem Stapel Postkarten, doch Timmy kam mir zuvor. Er verzog das Gesicht.

„Du hast sie nicht versendet?“ Er drehte den Stapel um und las vorwurfsvoll die paar Wörter, die immer dieselben geblieben sind. „Es sind dieselben Sterne! In Liebe, Leo.“ Bevor er noch mehr lesen konnte, riss ich ihm den Stapel aus der Hand und packte ihn kommentarlos zurück in den Rucksack. Die Stille von vorhin war zurück. In meinen Ohren rauschte es. Timmy stieg etwas zu heftig aufs Gas.

„Leo,“ fing er an, doch ich unterbrach ihn mit einer Handbewegung. Ich presste den Rucksack an meine Brust und schaute aus dem Fenster. Viele Menschen zogen an uns vorbei, aber mein Blick blieb an etwas

hängen. Eine Joggerin hielt fast Schritt mit uns, was mich bei diesem zähen Stadtverkehr nicht überraschte. Braune Locken in einem Zopf. Kabelkopfhörer. Blaue Laufschuhe? War es –? Nein war es nicht. Aber trotzdem war mein erster Gedanke immer Nellie.

Ich stieß die schwere Tür auf. Draußen empfing mich die schwüle Nachtluft. Wenn es nach dem Prof geht, dann hat der Tag 28 Stunden. Ich ließ langsam meinen Nacken kreisen und versuchte, die Verspannung zu lösen. Über mir strahlten die Sterne nur schwach. Dafür war die Lichtverschmutzung viel zu hoch. Ich ging heute den Weg am Meer entlang nach Hause. Das Rauschen des Meeres hatte schon immer eine beruhigende Wirkung auf mich gehabt. Im Gehen zündete ich mir eine Zigarette an. Sofort schossen mir Nellies tadelnden Worte durch den Kopf. War mir bewusst, dass es ungesund war? Ja. Aber gerade war es mir egal. Ich starrte auf das dunkle Meer. Auf und ab. Beständig.

Ich stand zusammen mit meinen besten Freunden Anton und Olli vor Antons Haus. Seine Eltern waren über das Wochenende zu seinen Großeltern gefahren und Anton hatte keine Sekunde gezögert, die halbe Stufe einzuladen. Nellie war auch hier. Sie ist vor einer halben Stunde mit Emma hergekommen. Noch war unsere Beziehung geheim. Ich konnte sie durch die Terrassentür sehen. Sie tanzte mit ein paar anderen Mädchen in der Mitte des Wohnzimmers. Die Musik drang nur dumpf zum mir durch. Aber als hätte sie meinen Blick gespürt, drehte sie sich um und unsere Blicke trafen sich. Für einen Moment schienen alles stillzustehen. Schicksal, würde Nellie sagen. Zufall traf es eher. Mehr nicht.

Ich schüttelte die Erinnerung ab. Der Wind hatte aufgefrischt und ich zog mir meinen Hoodie über. Ich setzte mich in den kühlen Sand und holte mein Handy heraus. Ich drehte es um. Fuhr mit den Fingern durch die Haare. Dann rief ich ihre Nummer auf.

L: „Musste gerade an dich denken. Erinnerst du dich an Antons Hausparty in der 12.?“ Mein Daumen drückte auf senden im selben Moment, als der Bildschirm schwarz wurde. Akku leer. Ich warf das Handy in den Sand und blickte in die Sterne.

Als mein Flugzeug landete, hatte ich mindestens vier verpasste Anrufe von meiner Mama. Kopfschüttelnd trat ich durch die Flughafentür nach draußen. Die Luft war stechend kalt. Hatte ich fast vergessen, es war ja Winter. Ich schob meine zwei Koffer hinter mir her, während ich Ausschau nach meinem Auto hielt. Ihrs war in der Werkstatt, weshalb sie meins nutzte. Ich wollte sie gerade anrufen, als ein schwarzer Sportwagen auf den Kiss&Ride-Parkplatz einbog. Automatisch musste ich lächeln. Ich winkte ihr mit meiner freien Hand. Mama parkte das Auto und kam quietschend mit offenen Armen auf mich zu. Ich ließ den Koffer los und erwiderte ihre feste Umarmung.

„Mama, ich muss noch atmen“, presste ich hervor. Sie löste sich von mir und umfasste mit ihren kalten Händen meine Wangen. In ihren Augen schimmerten Tränen. Ich hasste es, dass sie wegen mir traurig war. Sie drückte mir noch einen Kuss auf die Wange und ging zur Fahrerseite. Nach dem langen Flug war mir gerade gar nicht danach, selbst zu fahren.

„Endlich muss ich dich nicht mehr durch die kleinen Bildschirme sehen“, meinte Mama und bog auf die Autobahn ein. Ich brummte zustimmend und drückte ihre Hand. Dann tastete ich nach dem Schalter, um meinen Sitz etwas nach hinten zu schieben. Stattdessen berührten meine Finger etwas Dünnes und Kaltes. Ich hob es hoch und betrachtete das Armband mit Nellies und meinen Initialen drauf. Sie musste es hier verloren haben. Mama warf mir einen wissenden Blick zu. Sie hatte es erkannt. „Wie geht es ihr eigentlich?“ „Gut“, antwortete ich und hoffte, dass es keine Lüge war.

Nellie

Mein Daumen schwebte über dem Display. „Möchten Sie den Kontakt wirklich unwiderruflich löschen?“ Ich wollte auf löschen drücken, aber ich konnte nicht. Wie immer. Das laute Lachen meiner Freunde holte mich zurück in den Moment und raus aus meinen Gedanken. Ich schaltete mein Handy aus, ohne den Kontakt zu löschen. Wie immer.

„Ich sage, es ist Schicksal.“ Tili verschränkte die Arme vor der Brust und zog einen Schmolmund. Ich lächelte nur etwas verloren. „Nur Zufall“ schoss es mir durch den Kopf und ich verdrängte den Gedanken panisch. Ich brauchte Ablenkung und Collin, ein Unifreund, schien das zu merken.

„Willst du tanzen?“ Er beugte sich zu mir und sein warmer Atem streifte mein Ohr. Erst jetzt merkte ich, wie nah wir uns waren. Erst wollte ich etwas von ihm abrücken, aber es fühlte sich gut an. Er wollte mich und ich wollte gewollt werden. Wir standen auf und er nahm wie selbstverständlich meine Hand. Unsere Freunde blieben teilweise sitzen, manche standen ebenfalls auf. Aber ich wollte mich nur auf Collin konzentrieren. Die Musik wurde gefühlt immer lauter. Seine Hände fanden meine Hüfte und ich schlang meine Arme um seinen Hals. Zusammen bewegten wir uns zur Musik. Ich erzählte Collin von Leyla, einer Kommilitonin, mit der ich immer Kaffee vor der Vorlesung holte, und er mir von seinem neuen Forschungsstand.

Collin war nett. Er war aufmerksam. Unser Gespräch ging in ein aufgeladenes Schweigen über. Wir hatten einen gemeinsamen Rhythmus gefunden. Ich versuchte, die restlichen Menschen auszublenden. Collins Blick rutschte immer wieder zu meinen Lippen ab. Ich trat näher an ihn heran. Die Musik wurde immer leiser. Das Rauschen in meinen Ohren lauter. Und dann spürte ich seine Lippen auf meinen. Mein schlechtes Gewissen meldete sich, aber ich versuchte es abzuschütteln. Mit jeder Sekunde wuchsen aber die Schuldgefühle. Mein Herz pumpte immer mehr Blut. Ich musste mich von Collin lösen. Panisch suchte ich nach der Toilette und ließ ihn verwirrt inmitten der Menschen stehen. Ich schloss die Kabinentür hinter mir. Aus Collins blauen Augen wurden braune. Das mit Collin hatte eine Zukunft, er könnte mich lieben. Ich wäre nicht mehr allein. Ich suchte nach dem silbernen Armband an meinem Handgelenk, doch es war nicht da. Aber ich könnte mir ein neues kaufen. Eine einsame Träne rollte mir über die Wange.

Leo

Nellie und ich saßen auf der Motorhaube meines Autos. Die Felder erstreckten sich weiter als wir sehen konnten. Es war Sommer. Die Luft war warm und von Vogelgezwitscher erfüllt. Die Sonne hing tief am Himmel und ließ Nellies braune Locken erstrahlen. Dann war es plötzlich Nacht und alles anders. „Du kannst doch sowas nicht wirklich denken.“ Nellie kniff ihre Augen zusammen.

„Ich hab’s dir doch schon immer gesagt, ich glaube nicht an die große Liebe“, erwiderte ich flach. Warum musste sie jetzt so ein großes Ding draus machen? „Wir haben doch Spaß, oder nicht?“ Ich hatte offensichtlich etwas Falsches gesagt, denn Nellie sprang von der Motorhaube und blickte mich wütend an. „Sag mir, dass du an die Liebe glaubst. Sag mir, dass du an uns glaubst.“ „Was wird das? Eine philosophische Diskussion?“ Ich verschränkte die Arme vor meiner Brust. Ich wollte nicht diskutieren.

„Ich will nicht diskutieren. Beantworte einfach meine Frage.“ Sie machte einen Schritt auf mich zu. Selbst im Sitzen überragte ich sie um einige Zentimeter. „Ich liebe dich“, sagte ich. Ihr Gesicht fiel in sich zusammen. Das war nicht, was sie hören wollte. Schön, ich wollte auch nicht darüber reden. „Glaubst du an uns? Dass wir eine Zukunft haben.“ Die Verzweiflung in ihrer Stimme war unüberhörbar. „Warum müssen wir immer über die Zukunft reden? Reicht dir die Gegenwart nicht?“ Ich stand auf. Die Scheidung meiner Eltern und alles drum herum nahm alle meine Gedanken ein. Ich war wie eingesperrt in der Vergangenheit. Ich versuchte, alles zu verdrängen. Freiheit. Aber Nellie ließ nicht locker. Hitze sammelte sich in meiner Brust. „Ich will dir nichts versprechen, was ich nicht halten kann. Weißt du, wie unwahrscheinlich es ist, dass zwei Menschen für immer zusammenbleiben? Fast jede zweite Ehe endet in einer Scheidung. Es ist reiner Zufall, wer zusammenbleibt.“ Nellie wich geschockt einen Schritt zurück. Es war die Wahrheit. Sie sagte nichts.

„Ich glaub an dich.“ Ich ring mich zu einem schwachen Lächeln durch. „Das reicht mir nicht.“ Ich wollte nach ihrer Hand greifen, aber sie ließ mich nicht. Nellie entfernte sich immer weiter von mir. „Du musst an uns glauben.“ Sie flehte mich mit ihren Augen an, das zu sagen, was sie hören wollte. Aber ich konnte nicht. Sie drehte sich um und lief.

„Penelope! Nellie, bitte“, rief ich. Es war ein schwacher Versuch. Sie war schon in der Zukunft und ich konnte den Moment nicht verlassen. Ich würde sie nie einholen.

Ich kniff die Augen zusammen. Nellies Armband lag fest umklammert in meiner Hand. Noch fester und ich würde es zerbrechen. Ich musste es loswerden. Ich ging zum Mülleimer und ließ es fallen. Genauso wie damals meine Zukunft mit ihr.

Nellie

Das einzige Geräusch war das leise Surren der Deckenleuchten und das vereinzelte Husten von Patienten, wenn ich an ihren Zimmern vorbeikam. Ich presste mir meinen Block mit Notizen enger an die Brust und lief den langen Flur entlang. Die Uniklinik in der Früh hatte schon etwas Unheimliches an sich. Noch unheimlicher war aber der Kuss mit Collin, der mir nicht mehr aus den Gedanken ging. Genauso wenig wie die Schuldgefühle. Ich wusste, dass es Quatsch war, Leo und ich waren seit einem Jahr getrennt. Er ist das letzte Semester nicht mal hier gewesen. Und trotzdem ging er mir nicht aus dem Kopf. „Ich glaub an dich“, hatte er damals gesagt. Ich wollte doch nur hören, dass er an uns glaubte. Dass er mich so sehr brauchte wie ich ihn. Dass er mich wählte. Meine Schritte wurden schneller. Ich bog links ab. Das Licht flimmerte leicht. Ich versuchte jeden Gedanken an Leo in die tiefste Ecke meines Gehirns zu vergraben. Dann hörte ich plötzlich Schritte, die nicht meine waren. Ich blickte auf. Meine Beine blieben stehen. Dann mein Herz. Er hob ebenfalls den Kopf und erstarrte inmitten der Bewegung. Seine Augen weiteten sich. Seine Arme fielen zur Seite.

Ich ließ ebenfalls den Block sinken. Es war ein Jahr her. Ein Jahr her, dass mein Herz in tausend Teile zerbrochen ist. Leos Worte von damals hallten durch meine Gedanken. „Ich glaube nicht an Schicksal.“

„Nellie.“ Mein Name aus seinem Mund hörte sich so vertraut und gleichzeitig fremd an. Doch die Art wie er es sagte, machte etwas mit mir. Nicht Penelope oder Nele. Sondern Nellie.

„Leo.“ Sein Name war das Einzige, was ich herausbrachte. Er schenkte mir ein vorsichtiges Lächeln und machte einen Schritt auf mich zu. Und in dem Moment fügten sich alle zerbrochenen Teile meines Herzens zusammen. Wie auch immer Leo es nennen wollte, Schicksal oder Zufall, es hatte uns hierhergebracht. Ich wusste nicht, warum ich an etwas glaubte, das schon längst zerbrochen war, aber ich glaubte nicht daran, dass er und ich irreparabel zerstört waren.

Isona Prats Cruz, 17 Jahre

Gezwungen zu Glauben

„Nun atmet tief ein und aus. Ein und aus. Jetzt fragt euch: Wer hat die Macht? Der Staat! Und wem glaubt ihr? Dem Staat!“

Glaubensbuch, S.1, V.1: Die oberste Macht in der vorliegenden Gesellschaft ist der Staat.

„Jetzt denkt darüber nach, warum ihr hier seid. Was habt ihr falsch gemacht? Ihr habt den Glauben an den Staat verloren!“

Glaubensbuch, S.1, V.2: Der einzig erlaubte Glaube in der vorliegenden Gesellschaft ist der an den Staat. Seine Vorsätze sind alle korrekt und nicht zu bezweifeln.

„Das ist aber nicht erlaubt. Ihr habt falsch gehandelt. Wiederholt mit mir: Ich habe falsch gehandelt! Nur der Staat hat Recht!“

Glaubensbuch, S.1, V.3: Die Regeln des Staates sind stets zu befolgen. Eine mögliche Rebellion und damit Glaubensabwendung wird mit einer sofortigen Inhaftierung in einem Glaubenslager bestraft.

„Sagt es: Ich glaube an den Staat!“, rief eine alte Frau mit erhobenen Händen zu der Menge. Doch ich hörte längst nicht mehr zu. Stundenlang ging diese Zeremonie schon. „Glaubensrektifizierung“ nannten sie es. Aber niemand hier drinnen glaubte wirklich daran.

Seit Tagen musste ich mir das anhören. Jedes Mal dasselbe. Immer und immer wieder. Doch nichts blieb hängen. Nicht bei mir und bei keinem anderen. Denn jeder, der in so einem Glaubenslager landete, wusste, dass er hier nie wieder rauskommen würde. Denn einmal drinnen, vertraute der Staat einem nicht mehr, selbst wenn man wieder an ihn glauben wollte, weil diese Folter einen doch endgültig dazu gebracht hatte, den Verstand zu verlieren.

Jeder hier drinnen hatte irgendeinen Grund, nicht mehr an den Staat zu glauben. Manche hatten jemanden Wichtigen verloren. Andere wollten einfach nur an ihre alte Religion glauben. Christentum, Islam, Buddhismus. Doch alle wurden verboten. Der einzige Gott war der Staat. Er ermöglichte uns das Leben. Er war allwissend. Manchmal erinnerte er mich an dieses eine Buch ... „1984“? Ich konnte mich nicht mehr genau erinnern, denn wahrscheinlich gehörte es zu den Büchern, die zu Beginn dieser Staatsform verbrannt wurden, da sie eine mögliche Revolution verursachen könnten. Sie wurden alle auf dem Scheiterhaufen zunichtegemacht. Asche im Wind. Texte ohne Bedeutung.

Stumm bewegte ich die Lippen, während die Frau am Pult uns weitere Lügen aufzwang, die wir wiederholen sollten. Ich schaute zu meinem Sitznachbarn und lauschte. Er schien mitzusprechen. Na ja, irgendwer musste doch mitmachen, ansonsten wäre dieses ganze kopfzerreißende Dröhnen nicht zu hören. Wie konnten all diese Menschen diese Worte nachsprechen? Hatten sie wirklich so große Angst? Diese ganze Glaubensmacht war doch alles eine Lüge. Bloße Show.

Ich verschloss mich wieder in meinem Kopf und wartete bis die Folter endete. Stille. Leere. Dunkelheit.

Ich öffnete wieder meine Augen. Die Frau hatte aufgehört, mit den Armen zu gestikulieren. Sie hatte sich mit Hilfe von zwei schwarz gekleideten Männern auf einen Stuhl gesetzt und trank jetzt einen Schluck Wasser. Die Menschenmenge um mich herum schien sich aufzulösen. Die Zeremonie war endlich vorbei. Zum Glück auch die letzte für heute. Jetzt durften wir Abendessen und danach wurden wir sofort zu Bett geschickt. Noch ein weiterer Tag wäre vorbei. Ein weiterer Tag, der sich jedoch immer zu wiederholen schien.

Ich stand auf und drängelte mich durch alle hindurch bis zur Tür. Dort standen die Wächter und ließen alle einzeln vorbei. Es dauerte oft Stunden, bis auch der letzte es durchgeschafft hatte. Ich stellte mich in die Schlange und wartete, bis ich dran war.

„An wen glaubst du?“, fragte mich der Mann an der Tür, als ich endlich ankam. „An den Staat“, antwortete ich wie ein Roboter. Vielleicht würde ich es irgendwann doch selbst glauben.

Er ließ mich durch die Tür und wieder stand ich in der nächsten Schlange zur Kantine. Der Weg war noch lang, doch es wurde nie langweilig. Denn bereits, als ich gerade mal zehn Plätze weitergekommen war, hörte ich hinter mir einen lauten Knall. Einen Schuss. Jemand hatte die Frage falsch beantwortet. Und die zweite, gleiche Frage auch – denn natürlich bekam man eine zweite Chance, doch noch das Richtige zu sagen.

Ich drehte mich nicht um. Ich wollte nicht noch eine Leiche sehen. Inzwischen zählte ich nur noch Schüsse, keine Kadaver. Aber es waren mindestens fünf täglich. Trotzdem wurden wir aber irgendwie nicht kleiner. Wahrscheinlich hatten wir um die zehn neuen Mitglieder am Tag. Menschen da draußen, die sich rebellierten. Doch sie alle wurden gefangen genommen und hier reingesteckt. Natürlich hatte auch da der Staat für eine Lösung gesorgt: Mindestens zwei Kinder pro Frau. Verpflichtend. Sonst ... Glaubenslager natürlich – dort wurden die Frauen aber zwangsgeschwängert. Und an Abtreibung war nicht zu denken. Das Leben eines Babys sei zu kostbar. Man konnte es doch so gut mit neuen Ideen beeinflussen.

Die Gesellschaft war schon vor langer Zeit zunichte gegangen. Es hatte mit der neuen Regierung angefangen. Dem neuen Präsidenten. Und mit seinem Sohn ging es weiter, nachdem sein Vater auf offener Straße erschossen wurde.

Ich versuchte nicht mehr an diese alten Geschichten zu denken. Es standen schon genug noch dunklere Zeiten bevor. Inzwischen war ich bis zur Essensausgabe gekommen und ließ mir das Essen von der am Tresen stehenden Maschine servieren. Wenigstens musste man sich nicht für den ekelhaften Teller höflich bedanken. Ich nahm ihn widerwillig und ging zum ersten freien Platz, den ich fand. Hier gab es nichts Regelmäßiges. Keine Freunde. Keine Bekannte. Wir durften zwar reden, aber nur leise, denn wir durften keineswegs neue Glaubensideen austauschen. Es war unmöglich, sich mit jemanden über andere Religionen

zu unterhalten oder irgendetwas gegen den Staat zu sagen. Denn wir wurden ständig von Kameras beobachtet, die unsere Lippen lesen konnten. Jedes einzelne Gespräch aufgezeichnet. Belauscht. Am anderen Ende kontrollierte ein Algorithmus die gesagten Wörter in egal welcher Sprache. Und sollte man es wagen, sich doch feindlich zu äußern, ... Das wusste keiner. Niemand wusste es. Denn jeder, der daraufhin aus der Kantine rausgeholt wurde, kam nie wieder zurück. Doch der Tod war nicht die Strafe. Das sagen jedenfalls viele heimlich vermutend. Manche glauben, sie wurden bis an ihr Lebensende gefoltert. Ihre Schreie wären die, die wir nachts manchmal hörten und uns nicht schlafen ließen. Sie sollten uns zeigen, was uns geschehen würde, wenn wir falsch handelten. Denn der Tod war nicht das Schlimmste hier drinnen. Aber trotzdem hatte natürlich jeder Angst vor ihm.

„Und warum seid ihr hier?“, fragte ein Mann vor mir, als ich gerade den ersten Löffel nehmen wollte, von etwas, das man vielleicht Erbsensuppe nennen konnte. Ich antwortete nicht. Ich wollte nicht der Erste sein. Und am besten auch nicht der Letzte. Oder irgendwo in der Mitte.

„Meine Frau ist gestorben.“, antwortete einer zwei Plätze links von mir, „vor drei Monaten. Autounfall. Ihr wisst schon ... diese selbstfahrenden Autos.“ Man konnte erkennen, dass er Angst hatte. Er wollte nichts Falsches sagen. Doch man sah ihm auch an, dass er am liebsten all seine Wut rauslassen würde.

„Bei mir auch.“, meldete sich nun ein weiterer auf der gegenüberliegenden Tischseite zu Wort, „aber es war meine Schwester. Auch gleiche Todesursache.“ Das Gespräch ging weiter, doch ich hörte gar nicht mehr zu. Es war immer dasselbe Thema und meistens mit denselben Antworten. Irgendwann war man nicht mehr neugierig, jeden einzelnen Grund zu kennen. Man hatte genug mit dem Eigenen.

„Und was ist mit dir, Brillentyp?“, fragte wieder der Mann vor mir. Doch ich brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass er mit mir sprach. „Ich? Darüber will ich nicht reden“, antwortete ich leise. „Ach, komm schon. Wir alle sitzen hier in der Scheiße. Du kannst es ruhig sagen.“, beharrte er weiter. „Ich sagte ‚nein!‘“, wiederholte ich mich. Ich konnte

spüren, wie er sich anspannte, doch er ließ locker. Niemand wollte hier einen Streit riskieren. Man hatte genug Wut in sich drinnen.

„Das Ganze ist doch Schwachsinn!“, rief plötzlich eine Stimme irgendwo an meinem Tisch, doch ich konnte nicht genau sagen wo sie war, denn ich schaute sofort runter auf meinen Teller. Genau wie jeder andere auch. Niemand schaute hoch. Alle versteckten sich. Wollten nichts Falsches sagen oder machen, denn das würde nicht gut enden. „Ich habe es satt, hier zu sitzen und so zu tun, als ob alles perfekt wäre!“ Wieder der gleiche Mann und diesmal sah ich flüchtig aus dem Augenwinken, wie er aufstand, „der Staat ist scheiße und das wissen wir alle! Wir wollten nicht an ihn glauben und jetzt sitzen wir hier! Gefangen! Gezwungen, unsere Religion zu ändern! So kann das nicht –“

Das laute Aufschwingen der Türen unterbrach ihn. Zwei schwarz gekleidete Männer kamen hereingestürmt und direkt auf unseren Tisch zu. Alle Blicke waren weiterhin nach unten gesenkt, doch man konnte hören, was passierte: Die Wächter nahmen ihre Schlagstöcke heraus und prügelten auf den rebellierenden Mann ein, bis er sich nicht mehr körperlich wehren konnte. Doch er war nicht tot. „Glaubt nicht an den Staat!“, rief er noch, während die Wächter ihn über den Boden rauszogen, „glaubt nicht ...“, die Türen wurden mit einem lauten Knall geschlossen und seine Stimme war nur noch ein stilles Echo im Nichts.

Danach sagte keiner mehr ein Wort. Wir aßen nur noch unser Essen fertig und verschwanden dann alle in unseren Zimmern. Allein. Isoliert von allen anderen, damit wir keine Ideen austauschen konnten. Keine Revolution. Kein Fluchtplan. Doch langsam hielt ich es hier drinnen nicht mehr aus.

„Achtung, es folgt eine Durchsage“, ertönte eine Stimme aus den Lautsprechern, „vergesst nicht: Morgen kommt der Herr Präsident höchstpersönlich, um sich über unsere Fortschritte zu erkundigen. Er wird gleich nach dem Frühstück eine Rede im Vorstellungssaal halten. Bitte begeben euch also pünktlich um 7 Uhr dorthin, statt, wie gewöhnlich, in den Glaubensraum. Jeder, der sich weigert, dieser Anweisung Folge zu leisten, hat mit einer Strafe zu rechnen. Ende der Durchsage.“

Ein leises Klicken. Rauschen. Und Stille. Fast hätte ich es vergessen. Der Präsident kam zu Besuch. Ein weiterer Versuch, unseren Glauben zu „rektifizieren“.

Ich hielt inne. So konnte das nicht weitergehen. So konnte ich nicht weitermachen. Das Ganze hier musste enden. Sofort. Und zwar mit dem Tod des Präsidenten. Diesmal würde es funktionieren, denn er hatte keinen Sohn. Und noch war das System zu instabil, um danach noch die Kontrolle zu bewahren, ohne einen Führer zu haben, dem man folgen konnte. Der, der der Gott aller Götter war. Die oberste aller Mächte. Ohne ihn würde alles einstürzen. Untergehen. Die Menschen da draußen hätten endlich die Chance, ihre Meinung zu sagen. Sich zu rebellieren und an etwas anderes zu glauben als den Staat. Nämlich an sich selbst.

Und genau das musste ich auch tun. Denn keine Religion, kein Gott stand über dem wichtigsten Glauben von allen: Dem Glauben an sich selbst. Doch vorerst musste ich mich gedulden. Noch war der Präsident nicht da. Aber morgen würde ich es tun. Ich würde meinen Plan durchziehen. Denn insgeheim stand er schon lange fest. Und niemand würde es kommen sehen. Niemand wäre vorbereitet. Es wäre ein Chaos. Wieder ein Klicken. Rauschen. Und diesmal Musik. „Glauben muss man an den Staat, denn sein ist die Macht, Nacht und Tag. Nur er hat Recht, nur seine Worte sind wahr. Alles echt, deutlich und klar ...“.

Ich hielt mir mein Kissen über die Ohren, um dieser schrecklichen Schlafmusik zu entkommen. Eine Stunde würde sie jetzt durch den Lautsprecher laufen. Eine weitere Maßnahme, um uns auch noch in unseren tiefsten Träumen zu verfolgen und zu manipulieren. Doch bald wäre es vorbei. Das versprach ich mir, während meine Hände mit festen Fäusten versuchten, die Hölle da draußen auszublenden.

Es war der laute Wecker von der Sprechanlage um 6 Uhr morgens, der mich aus dem Schlaf zog. Zum Aufstehen hatte konnte ich mich aber nicht ermutigen. Doch weiter in diesem ungemütlichen Bett zu liegen, war auch keine Option. Gut geschlafen hatte ich sowieso nicht. Das hatte ich nicht eine Nacht in diesem verfluchten Lager. Da erinnerte ich mich wieder. Heute würde ich das alles beenden. Die Folter wäre endlich vorbei.

Ich hatte einen Plan, den Staat zu stürzen.

Ich riss mir sofort die Decke vom Leib und zog mich um. Danach versuchte ich, in die Kantine zu rennen, doch es erwies sich als nicht sonderlich einfach bei einer so großen Menschenmenge. Trotzdem schaffte ich es irgendwann und nahm mir schnell mein Frühstück am Tresen. Und zu meinem Glück gab es heute – wieder – Butterbrot, sodass dem Besteck immer ein kleines Messer beigelegt war. Vielleicht nicht allzu scharf, doch mit genügend Wucht an der richtigen Stelle würde es seine Funktion schon leisten.

Ich verschlang das Frühstück in zwei Minuten runter und ging danach sofort in den Versammlungsraum. Ich musste zu den ersten im Saal gehören, denn ich brauchte den richtigen Platz. Einen, wo mich der Präsident auf jeden Fall sehen würde. Wo ich dann nah genug an ihn dran wäre und er dann zu abgelenkt, um seinen Tod vorherzusehen. Als ich in den Raum rannte, war er fast leer. Perfekt. Ich schnappte mir den passenden Platz und wartete. Bald wäre es so weit. Nur noch ein bisschen Geduld.

Der Saal begann sich zu füllen und nur in der Mitte blieb der Gang frei, um den Präsidenten nach vorne durchlassen zu können. Denn der ließ sich pünktlich um 7 Uhr an der Tür blicken. „Guten Morgen, meine geliebten Mitbürgerler!“, rief er und zeichnete mit zwei Armbewegungen ein Kreuz in die Luft – der Gruß des Staates, auch „Kreuzgruß“ genannt.

Mit langsamem Tempo schritt er nach vorne. Natürlich war er von allen Seiten von Männern beschützt, doch bei mir würde seine Deckung aufgehen. Denn er würde stehen bleiben. Das wusste ich. „Hallo, Walter.“, sagte ich ihm zu, als er an mir vorbeikam. Vielleicht hatte er mich schon gesehen. Vielleicht aber auch nicht. Doch ich musste sichergehen, dass er mir seine Aufmerksamkeit schenkte.

„Ach, hallo Henrik, was für eine Überraschung! Ich wusste gar nicht, dass du in dieses Lager gebracht wurdest.“ Er drehte sich zu mir und einer der Männer ging ein bisschen zur Seite, damit er mich sehen konnte. Perfekt. Nur noch ein bisschen näher ...

Doch da stockte mir kurz der Atem. Mein Herz fing an, wie wild zu schlagen. Das hier musste funktionieren. Ansonsten wäre mein Leben ruiniert. Denn bald würde jeder erfahren, weshalb ich hier war – das Gespräch konnte man in dieser Stille deutlich verstehen. Und den Grund würden viele vielleicht doch feiern, doch die Hintergrundgeschichte dafür würde wohl sicher nicht so viele Anhänger finden.

„Na ja, irgendwo mussten sie mich ja hinbringen, nachdem ich deinen Vater umgebracht hatte.“ Ich machte eine kurze Pause und versuchte, meine Stimme nicht nervös klingen zu lassen, „Immerhin fandest du, dass der Tod nicht Strafe genug wäre. Ich musste für den Rest meines Lebens gezwungen werden, wieder an euch zu glauben. An den Staat“, das letzte Wort sprach ich wie Abschaum aus.

Er blickte mich vergnügt an und drängte sich ein bisschen weiter durch seinen Schutzschild zu mir vor. Noch ein bisschen näher ... „Och, Henrik, wieso sprichst du denn mit so einem schlechten Ton darüber? Immerhin war das doch deine Idee, nicht?“

Ich gab keine Antwort. Jetzt würde alles rauskommen. Danach gab es kein Zurück mehr.

„Hast du es deinen Kollegen hier drinnen etwa nicht erzählt?“, sprach der Präsident weiter. „Aber wieso denn nicht? Hast du Angst, dass sie dich danach nicht mögen? Wenn sie erfahren, dass du damals der Berater von meinem Vater warst und ihm dabei geholfen hast, die erste göttliche Regierung aufzubauen. Tatsächlich war es doch sogar auch deine Idee, wenn ich mich nicht recht entsinne.“

Jetzt war die Wahrheit draußen. Der Plan musste funktionieren.

„Du weißt ganz genau, dass ich ursprünglich etwas ganz anderes im Sinn hatte“, entgegnete ich zunächst. „Es stimmt zwar, ich wollte den Staat zu Gott machen. Doch nur, um den Leuten den Glauben zu schenken, den sie verloren hatten. Hoffnung auf die Zukunft, nachdem die Welt um uns herum immer weiter untergegangen war. Doch nie hatte ich das Ziel, die Menschen zu diesem Glauben zu zwingen. Es war eine ganz freiwillige Basis für diejenigen, die keine andere Religion hatten und unbedingt eine Orientierung brauchten.“ Ich machte eine Pause.

„Aber dein Vater hat seine Macht missbraucht. Er hat unsere gemeinsamen Pläne genommen und für seine Zwecke verändert. Deswegen habe ich ihn umgebracht.“

Ich grinste ihn an und wartete auf seine Reaktion. Inzwischen war er fast nah genug. Nur noch einen Schritt ...

„Tja, wie schade für dich, dass mein Vater schon länger an deinem Vertrauen gezweifelt hatte und noch dafür sorgen konnte, mich als Nachfolger einzusetzen, ohne vorher für Chaos zu sorgen.“ Jetzt war es soweit. Er hatte einen Schritt nach vorne gemacht. Ohne zu zögern, zog ich meine Hand aus der Tasche und stach ihm das Messer mit voller Wucht in den Hals durch die Schlagader und wieder heraus – so würde er ausbluten.

„Wie schade, dass du nicht so schlau wie dein Vater warst und für Ordnung nach deinem Tod gesorgt hast“, flüsterte ich noch und an seinem Blick erkannte ich, dass ich Recht hatte.

Die rote Flüssigkeit spritzte nur so raus und ein paar Tropfen landeten auf meiner Zunge. Es war der Geschmack von Erfolg. Doch viel länger konnte ich ihn nicht mehr genießen. Denn augenblicklich spürte ich, wie eine Kugel meine Rippen durchbrach. Direkt in mein Herz.

Das letzte Mal war ich ohne Tod davongekommen. Ich hatte eine schlimmere Bestrafung bekommen. Doch dieses Mal wäre es endgültig vorbei. Aber so hatte ich den Plan auch durchdacht. Und ich hatte es geschafft.

Ich ging zwar unter, aber mit mir auch der Staat. Ein Staat, der Leute zu einem Glauben gezwungen hatte. Einem falschen Glauben. Nun wären diese Menschen frei. Sie würden ihre Religion ausüben können. Und vor allem könnten sie wieder dem wichtigsten aller Glauben folgen. Dem einzigen, der keine Regeln aufzwang, die man zu befolgen hatte.

Es ist der Glaube an sich selbst. So habe ich diesem Land den Sieg gebracht und so würden es auch andere tun. Denn in dunklen Zeiten ist es schwer, den Glauben zu bewahren. Die Hoffnung nicht zu verlieren. Doch solange man an sich selbst glaubt, daran, dass man einfach nur auf die Zukunft zu hoffen braucht, ist das alles, was die Menschheit braucht.

Katharina Prestel, 41 Jahre

Was bedeutet das schon?

Eines Tages wechselte ausgerechnet der scheue, stille Frieder aus dem Ethikunterricht in den Religionsunterricht, nur um dann mit herausfordernder Miene und einem unergründlichen Blitzen in den moorschwarzen Augen zur Religionslehrerin zu sagen: „Sie lügen. Gott ist tot.“

Die Spannung angesichts dieser Äußerung war greifbar. Wie auf Absprache fuhren unsere Köpfe herum, erst zu ihm, dann zu der Lehrerin, und unser Atem stockte einen ganzen, unerträglichen Moment lang. Wie würde sie reagieren? „Es ist in Ordnung, dass du es so siehst, Frieder“, sagte sie dann und wir stießen unseren Atem wieder aus. Ein Seufzer der ganzen Klasse, ein klassischer Seufzer. „Du darfst das denken. Aber erkläre mir doch, wie du darauf kommst?“ Aber er schwieg.

Bemerkenswerterweise hatte ich sofort das Bedürfnis, zu widersprechen. Dabei erschien mir seine Aussage gar nicht so unlogisch. Es war nur so, dass er damit alles infrage stellte, was bisher ganz selbstverständlich gegolten hatte. Ein bisschen so wie in diesem Buch, das wir in Deutsch gelesen hatten und in dem es um Nichts ging. Nur anders. Wir setzten zunächst den Unterricht fort, sprachen über dies und jenes, lasen einen Text, sahen ein Bild, stellten Bezüge zur Gegenwart her. Vor dem Fenster der altehrwürdigen Schule schob sich mit zäher Beharrlichkeit der Fluss von Westen nach Osten. Alles war in Ruhe und Gleichmut gebettet. Doch wir spürten es schon: Der tote Gott hatte sich in unseren Köpfen festgesetzt.

Dazu kam, dass wir das Verhalten Frieders höchst merkwürdig fanden. Er war kein auffälliger Schüler, kein Provokateur oder gar ein Schläger. Meist hielt er sich bedeckt. Es hielt sich hartnäckig das Gerücht, er wäre schwul. Außerdem sprachen manche davon, wie viel Zeit er mit Computerspielen verbrächte und dass er wohl schon eine Sucht ent-

wickelt hätte. Für nichts davon gab es Beweise. Und nun positionierte sich dieser schüchterne Junge neu in der Gruppe, indem er eine Behauptung aufstellte, für die er sogar das Unterrichtsfach gewechselt hatte. Warum der ganze Aufwand?

„Ich glaube, er will uns nur ärgern“, sagte Charlotte. „Ich glaube, er arbeitet heimlich als Influencer und will mehr Likes“, sagte Vinzent. „Ich glaube, seine Eltern sind tot“, sagte Marie. „Nein“, widersprach Yagmur. „Es ist sein Bruder. Er hat sich erhängt.“ Fakt ist: Wir wussten es nicht. Wir spekulierten nur. Und Frieder stand auf dem Schulhof, ganz allein, in der Ecke, wo er sonst auch immer stand, und aß mit in sich gekehrtem Blick aus einer Blechdose sein Pausenbrot.

Es war das letzte Jahr, bevor wir in die Oberstufe wechseln sollten. Eine gewisse Grundspannung hielt uns aufrecht. Die Lehrer sprachen schon vom Abitur, unsere Eltern führten ständig das Wort im Mund und unsere Köpfe konnten sich auf nichts anderes richten als darauf. Fast nichts anderes.

Natürlich gab es da noch die Liebe. Jeder war in jeden verliebt. Unsere abendlichen Vergnügungen, die Partys, die Kneipentouren in der Innenstadt, die Sommerabende am Ufer des Flusses, die Besuche im einzigen Club, der einen beschränkten Zutritt ab sechzehn erlaubte, das alles diente nur dazu, die Paarungsversuche untereinander hübsch zu verschleiern und im Gewand jugendlichen Leichtsinns verschwinden zu lassen. Wir existierten nur in der Vielzahl. Jede Clique bildete für sich ein Gesamtwesen, das aus schwer differenzierbaren Einzelteilen bestand. Keiner von uns war nur er selbst. Wir waren viele. Das kaschierte die momentane Unfähigkeit, sich selbst ein einzelnes Gesicht und Wesen zu geben.

Ich gehörte zur Gruppe der Alternativen. Wir nannten uns selbst so. Wir trugen weite Hosen und bunte Shirts, machten uns Dreadlocks und konnten alle Bob Marley Songs mitsingen. Aber dann und wann ließ man sich breitschlagen und ging mitten unter der Woche mit in den Club, um sich vom unerbittlichen Sound schwerer Heavy Metal Bands

und lauter Punkrocksongs in Grund und Boden dröhnen zu lassen. Ein tiefer Schrei der Verzweiflung. Es war einer dieser Abende, ein Mittwoch, und Frieders toter Gott tanzte mit. Wir waren selbstverständlich betrunken. Als Mädchen bekam man quasi alles an der Bar. Meine Freundinnen und ich hielten uns an Wodka Lemon fest. Die Jungs aus der Stufe waren auch irgendwo, meist draußen, die tranken hauptsächlich Bier. Frieder war natürlich nicht dabei. Solcherlei Vergnügungen lagen ihm wohl nicht. Aber der tote Gott tanzte mit.

Gott ist tot.

Was bedeutet das, wenn man tanzt? Für mich war es ein Störgeräusch, ein konstantes Fiepen, so etwas wie eine Mahnung oder Erinnerung daran, dass dieses Tanzen mehr Bedeutung hatte, als ich dachte. Ich war mir nur nicht sicher, welche.

„Ich meine, er hat ja nicht einmal gesagt, was für ein Gott!“

Wir hatten uns in eine Ecke gesetzt, um Pause zu machen, und alle kannten nur ein Thema. Selbst die Jungs kamen von draußen zu uns und diskutierten mit. Aber wir waren betrunken. Unsere Worte hatten keinen Sinn. „Der spinnt doch. Er kann Frau Traube nicht leiden. Ich kenn ihn noch aus der Fünften, da war es auch schon so. Ich glaube, seine Eltern haben ihn zu Reli gezwungen. Jetzt rächt er sich.“ „Also, ich glaube, er hat Nietzsche gelesen. Ich habe recherchiert. Der Satz ist von ihm.“ „Ach was, kein Mensch liest das freiwillig.“ „Stimmt. Viel zu negativ.“ „Stimmt. Und wir sind jung.“ „Stimmt. Wer jung ist, ist nicht negativ.“ „Stimmt!“

Und dann gingen wir wieder tanzen. Aber meine Füße waren schwer, die Bewegungen immer um eine Zehntelsekunde zeitverzögert. Mein Körper hinkte. Als wäre ich gebremst. Als hätte mich ein Sog im Griff, der mich in die andere Richtung ziehen wollte. Ich kam nicht mehr mit. Mein Lieblingslied, das mit dem wiegenden Bass und der Steigerung der schreienden Gitarre in der Mitte, das konnte mein Herz nicht mehr erreichen und schaffte den Weg zum Innersten meiner Gefühle nicht länger, als gäbe es eine undurchdringliche Dornenhecke dazwischen. Ist Tanzen ein Kampf?

Ich wollte meine Freiheit wieder. Das Unbeschwerte, Leichte, die Reduktion auf dem Körper und die Berührungen mit anderen Menschen. Das Animalische in mir. Das, wobei man nicht denkt, sondern nur ist, denn es ist überhaupt nicht wahr, dass man existiert, weil man denkt. Man existiert nur wahrhaftig, wenn man es nicht tut.

Tanzen ist Existieren.

Nachts lag ich wach. Der Puls donnerte gegen die Innenwände der Adern, das Blut pochte in den Schläfen und alle Lebendigkeit behauptete ihren Platz in mir wie bei einer Demonstration. Ich konnte nicht schlafen. Die Augen weit aufgerissen starrte ich an die Decke. Aus den Augenwinkeln nahm ich die Silhouetten der Gegenstände in meinem Zimmer wahr. Die Kanten des Schreibtischs, die starre Lehne des Stuhls, meine Staffelei, die Schreibmaschine, die Vitrine mit den Sammelstücken meiner Großmutter. Gott ist tot. Was bedeutet das, wenn man schlafen will?

Ich war nicht gläubig. Meine Eltern waren nicht gläubig. Ich ging in den Religionsunterricht, weil er mich nicht störte. Meine Freundinnen waren auch da. In den Ethikunterricht zu wechseln, wäre mir zu aufwendig gewesen. Ich war schlicht zu bequem, um etwas zu ändern. Ich habe auch nie gebetet. Als Kind habe ich vor dem Einschlafen Kassetten gehört. Alte Kassetten von meinen Eltern, Erzählungen, die sie schon als Kinder gehört hatten, Geschichten aus längst vergangenen Tagen, von Wurzelkindern und sprechenden Tieren, von Abenteuern unter Wasser und hoch oben in der Luft in einem schwebenden Ballon mit Blick auf die winzig kleine Welt da unten unter den eigenen Füßen.

Ich wollte nicht beweisen, dass Frieder unrecht hatte. Ich wollte ihm widersprechen. Es war ein Impuls, eine spontane Reaktion. Vielleicht war es auch nur das Gefühl der Empörung über seine Unverschämtheit. „Sei still“, wollte ich gern sagen. „Du hast keine Ahnung. Wenn du Gott nie gesehen hast, wie kannst du dann behaupten, er wäre tot? Geht das denn überhaupt? Muss er für das Totsein nicht vorher gelebt haben? Lebt Gott?“

Lebt Gott?

Ich konnte nicht schlafen wegen dieser Frage. Es störte mich, dass sie nicht zu beantworten war. Ich nahm mein Handy und gab die Frage in den KI-Modus der Suchmaschine ein. Ich hatte gedacht, ich würde dann schlafen können. Dem war aber nicht so. Denn die Antwort verwirrte mich noch mehr. Der KI-Modus hatte eine Kurzübersicht generiert, in der von drei Perspektiven die Rede war: die religiöse, die philosophische und die wissenschaftliche. Auch Nietzsche fand darin Erwähnung. Zuletzt wurde mir mitgeteilt, dass es eine Sache des persönlichen Glaubens sei, wie man die Frage beantworte. Ich war genauso schlau wie zuvor. Was ist Leben?

Ich dachte an das Tanzen. An den Einklang mit der Musik. An mein Lieblingslied. An die Wellenbewegungen, die es machte, an die Melodieführung, den Anstieg des Energielevels darin, an mein Mitsingen. Das Schwingen im ganzen Körper, wenn man tanzt und singt. Das Einssein mit dem, was man hört. An Takt, Rhythmus und Ordnung. Atem, Kraft, Hitze. Das Existieren.

Musik ist Leben.

Auch ich war verliebt. Um mein Bedürfnis nach Hingabe auszuleben, hatte ich mir einen Mitschüler aus der Parallelklasse ausgesucht. Er hieß Joscha. Ich kannte ihn wenig, wir sprachen kaum, aber er ging mit mir in den Religionsunterricht, und vielleicht habe ich auch deshalb nie in den Ethikunterricht gewechselt. Mein Verliebtsein hatte nicht zum Ziel, eine Beziehung zu führen. Ich wusste weder, wie man so etwas anfängt, noch hätte ich gewusst, wie man damit weitermacht. Beziehungen zwischen Liebenden waren entweder schon immer da, so wie die meiner Eltern, oder sie entstanden plötzlich und ohne Vorwarnung, um dann für immer zu bleiben, so wie die von einigen meiner Klassenkameraden. Das war meine Idee davon.

Ich war verliebt, weil es sich gut anfühlte. Es gab meinem Dasein einen Sinn. Es machte für mich einen Unterschied, dass ich für jemanden aufstand morgens, denn nur für mich selbst hätte ich nicht unbedingt aufstehen müssen. Ich wusste ja nicht einmal, wer das war: Ich selbst.

Vor Frieders Äußerung und Aussage war ich nur verliebt gewesen. Ich hatte meinen Schulweg so eingeteilt, dass ich Joscha, der aus der anderen Richtung kam, am Haupteingang des Schulgebäudes treffen konnte. Ich hatte seinen Stundenplan auswendig gelernt, damit ich wusste, wann er für einen Raumwechsel aus dem Klassenzimmer kam. Und ich hatte es mit Hilfe eines unauffälligen Tricks geschafft, ihn in meine Kontakte aufzunehmen, so dass ich, ohne für Irritation zu sorgen, seine Social-Media-Profile durchforsten konnte, um mich an seinen Bildern zu ergötzen.

Gott ist tot. Was bedeutet das, wenn man verliebt ist?

Mein Verliebtsein war ein Rausch. Ich zelebrierte meine Verehrung. Jede vorhersehbare Begegnung mit Joscha war minutiös durchdacht, schon im Voraus in Details zerlegt, mit den entsprechenden Gefühlen versehen. Ich plante, wie ich mich fühlen würde. Man sagt: Vorfreude ist die schönste Freude. Das stimmt bedingt. In meinen Gedanken war die zukünftige Begegnung schon intensiv. Aber durch die Vorwegnahme konnte ich die Wahrnehmung meiner Gefühle ins Unermessliche steigern. Es gab dann sozusagen die geplanten und vorausempfundenen Gefühle und die wirkliche, reale Explosion all dessen, was ich mir ausgemalt hatte, gerade so, als wäre ich die Regisseurin meines eigenen Films oder eine Dirigentin, die zum richtigen Zeitpunkt alle Instrumente auf einmal mit einem Donnerschlag durch den Raum tosen lässt.

War diese Phase geschafft, folgte die Phase der Ernüchterung. Sich selbst zu berauschen, ist sehr anstrengend. Danach braucht der Körper eine Pause. In dieser Pause bemühte ich mich sonst krampfhaft, nein: zwanghaft, darum, den nächsten schwallartigen Höhepunkt vorzubereiten.

Es gibt Menschen, die der Ansicht sind, Gott wäre die Liebe. In einer dieser Erholungspausen, vielleicht auf dem Heimweg von der Schule, als ich mit dem Fahrrad am trägen, stetigen und immer sich wandelnden Fluss entlangfuhr, braungraues Wasser, leichte Wellen, ein paar Enten und Gänse, da kam mir der Gedanke, dass etwas nicht stimmen konnte.

Was ist Liebe?

„Das ist, wenn man alles für jemand anderen geben würde. Auch sein Leben.“ Meine Freundin Laila war sich da sicher. Sie hatte schon einen Freund und wusste, wovon sie sprach. Meine andere Freundin, Annie, war anderer Ansicht. „Nein, es ist, wenn man sich nur zusammen wie eins fühlt. Als hätte man diese Ergänzung schon immer gesucht.“ „Das kann man doch auch mit Freunden oder der Familie haben. Das ist doch nicht Liebe.“ „Kann man Freunde und Familie etwa nicht lieben?“ Wir kamen da nicht weiter. Einig waren sich alle nur in einem: „Das, was du da tust, mit Joscha, meinen wir, das ist nicht Liebe. Das ist Besessenheit. Das ist krank.“

Wenn Gott tot ist und wenn Gott die Liebe ist, ist dann auch die Liebe tot?

Es war vielleicht zwei Wochen später, unter Umständen auch drei. Aus der Rückschau ist es nicht mehr so einfach, die Zeit zu messen. Frieder hatte sich verändert. Es war noch immer nicht zu einer Erklärung seines Satzes gekommen, er saß nach wie vor in unserem Religionsunterricht und schwieg. Frau Traube, die Religionslehrerin, hatte noch ein, zwei Mal versucht, ihn zurück zu seiner Aussage zu bringen und etwas aus ihm herauszuholen, aber vergeblich. Er wollte wohl nicht. Stattdessen verwandelte er sich in einen Geist. Das negative Bild seiner selbst. Er wurde mager und blass. Die dunklen Augen stachen wie Speere aus seinem hageren Gesicht und seine Nase wurde zur Messerschneide seiner Mimik.

Wir hatten Sport, siebte, achte Stunde. Vor der Turnhalle mussten wir warten. Es regnete in Strömen. Ich hatte einen Schirm über meinem Kopf und eine dicke Regenjacke um meine Schultern. Frieder war schon da, als ich dazukam. Er trug nur ein T-Shirt. Obwohl er sich untergestellt hatte, perlte der Regen in Schräglage an seinem angeklatschten Haar herunter, triefte auf seine Schultern und durchnässte weiter unten auch Hosenbeine und Schuhe. Alles an ihm war durchtränkt. Er hatte eine Gänsehaut.

„Wartest du schon lange?“, fragte ich. Man muss ja etwas sagen. „Vielleicht eine halbe Stunde.“ „Oh! Ok ...“ Ich hatte Mitleid. Ich konnte nichts mit ihm anfangen, aber ich hatte Mitleid. Man muss das verstehen: Er war tropfnass. Das versteht man doch, oder? „Willst du meinen Schirm?“ „Nein danke.“ „Aber es regnet. Du bist klatschnass.“ „Das macht jetzt auch keinen Unterschied mehr.“

Er hatte diese Art, etwas zu sagen. Seine Sätze waren wie Schüsse. Sie durchzogen die Luft, zerschnitten die Stimmung, quälten die Atmosphäre mit ihrer Schärfe. In diesem Tonfall hatte er auch seinen Satz gesagt. Das macht jetzt auch keinen Unterschied mehr. Gott ist tot.

„Doch“, sagte ich. „Nimm schon. Ich brauche nicht Schirm und Jacke auf einmal.“ Und als er sich weigerte, die Hand nach dem dargereichten Schirm auszustrecken, packte mich die Wut. Wirklich, sie packte mich. Wie ein brüllender Löwe stürzte sie auf mich ein. Ich glaube, ich schnaubte sogar. Ich legte Schirm und Sportbeutel auf dem nassen Boden ab, ließ mich selbst im Regen einen Moment lang einweichen und zog dabei meine Jacke aus, als müsste ich sie zerreißen. „Das ist albern“, sagte ich bestimmt. „Nimm meine Jacke.“

Und ich hängte sie ihm über die Schultern. Er stand im Eck des Türsturzes, eingeklemmt in die schmalen Seitenwände und kaum geschützt, so dass ich ein bisschen an seinem leichten, fast vergangenen Körper zerren musste. Er wehrte sich nicht. Als die Jacke um seine Schultern lag, sah er mich an. Sein Blick, der Blick aus diesen moorschwarzen Augen, durchfuhr meine Eingeweide, zerschmetterte mein Innerstes, ließ alles, woran ich geglaubt hatte, in einzelne kleine Splitter zerbersten. „Danke“, sagte er. Mehr nicht. Einfach nur: Danke. Dann war die Situation vorbei, andere Mitschüler kamen und wir sprachen kein Wort mehr.

Am nächsten Tag reichte er mir genauso wortlos die Jacke zurück. Das war noch vor der ersten Stunde und wir lungerten mehr oder weniger wach in unseren Stühlen herum, um mehr oder weniger motiviert auf den Beginn des Unterrichts zu warten. „Das war nett“, sagte er, „dass du mir die Jacke gegeben hast. Das war nett.“

„Keine Ursache“, murmelte ich verlegen. Ich hatte seinen Blick nicht vergessen. „Du hast sie ja gebraucht.“ „Trotzdem. Es war nett. Du hast geteilt.“ Und dann wusste ich auf einmal, was mir die ganze Zeit gefehlt hatte. Ich wusste, was mich unruhig gemacht hatte. „Warum hast du das gesagt?“ „Was meinst du?“ „Gott ist tot – warum hast du das gesagt?“ „Das ist nicht wichtig.“ „Ich will es aber wissen.“ „Wieso?“ „Weil ich denke, dass es doch wichtig ist. Du hättest den Satz ja auch für dich behalten können, wenn er nichts bedeuten würde. Ja, es ist wichtig. Ich verstehe dich sonst nicht.“ Einen Moment lang musterte er mich. Ich hätte schwören können, dass er irritiert war. Vielleicht hatte ihm noch nie jemand erklärt, dass das Erzählen der erste und einzige Weg zum Verstehen ist. Das Erzählen und das Zuhören.

„Ich will dich verstehen. Erzähl mir deine Geschichte.“ „Sie ist zu lang.“ „Ich habe Zeit. Ich kann zuhören. Lass uns morgen einen Spaziergang machen. Unten am Fluss? Der Fluss ist auch lang. Ich wette, der Weg reicht für deine lange Geschichte.“

Da lächelte er. Es war das erste Lächeln, seit er diesen Satz gesagt hatte. Und in sein abgehärmtes Gesicht schlich sich ein feines, jugendliches Leuchten. Der schwarze Blick wurde weicher. „Ok“, sagte er. „Morgen nach der Schule?“ „Morgen nach der Schule. Ich bin da.“ „Gut“, sagte er noch. Dann setzte er sich an seinen Platz. Gott ist tot. Was bedeutet das schon, wenn man nicht miteinander spricht?

Julian Philipp Schaidler, 34 Jahre

Was würdest du tun?

„Spring endlich!“ Pauls Worte hallten durch die Dunkelheit. Jonas fragte sich, wie er überhaupt in diese Leben-oder-Tod-Situation geraten war. Es hatte sich doch alles so einfach angefühlt. Zuerst. Der trocken-warme Sommernachmittag schien inzwischen ewig lang her. Die drückende Hitze des Tages war einer kühlen, nächtlichen Brise gewichen, die Thermometer sogar unter zwanzig Grad gefallen.

Hier oben peitschte der Wind durch sein Haar, rüttelte und riss an ihm, als würde er gleich sein vom Klettern durchgeschwitztes T-Shirt herunterreißen. Links und rechts von Jonas gab es nur Schwärze, sein Sichtfeld reichte gerade bis zu den gelblichen Metallstreben, die er im Kegel der mitgebrachten Taschenlampe erahnen konnte. Irgendwo unter ihm leuchtete jemand mit einer weiteren Lampe, Paul.

Sonst war garantiert niemand mitten in der Nacht auf der großen Baustelle im Neubaugebiet. Der Lichtkegel unten sah aus wie ein kleiner Kreis von Licht, die Strahlen besaßen nicht genug Stärke, um bis zu ihm herauf auf die Spitze des Baukrans zu reichen. Um ihm klar zu machen, wie weit oben er eigentlich stand genügte es.

Das Licht seiner Taschenlampe wippte nervös hin und her. Es dauerte einen Augenblick, bis er verstand, dass das Wackeln von seiner zitternden Hand ausging und er sie mit der anderen zur Ruhe brachte. Eine weitere starke Böe erfasste Jonas und ließ ihn vor Schreck straucheln. Hastig ließ er sich auf die Knie fallen. Hätte er es nicht getan, so hätte ihn der Wind vom Kran gestoßen, sagte ihm seine innere Stimme. Er wusste, dass das eigentlich nicht sein konnte, es war ja schließlich kein ausgewachsener Sturm.

„Wenn du wirklich glaubst, dass dein Gott dich beschützen wird, dann traust du dich das“, hörte er Pauls Worte in seinem Kopf widerhallen.

Eigentlich waren sie Freunde, seit Jonas denken konnte. Hatten sich immer alles erzählt, waren stets für einander da. Dann, letztes Jahr, war Pauls Vater genau an dessen sechzehnten Geburtstag an einem Herzinfarkt gestorben. Seither hatte sich ihre Freundschaft verändert und alles andere auch.

Paul und seine Mutter waren aus der Kirche ausgetreten, die sie sonst jeden Sonntag besucht hatten. Er verließ den Religionsunterricht und hörte auf, in der Gemeindegüche bei der Essensausgabe zu helfen. Am besten vermied man seither alles, was mit Gott zu tun hatte, wenn man mit Paul sprach.

Jonas fragte sich oft, was er tun könnte, um den Schmerz seines besten Freundes zu lindern, hatte aber keinen Weg gefunden. Er betete viel für ihn. Als er ihm das einmal erzählte, war Paul unglaublich wütend geworden, hatte ihn sogar aus seinem Zimmer geworfen. Seither provozierte Paul ihn ständig. Er fragte jede Woche, ob Jonas nicht am Sonntagmorgen Zeit habe. Paul wusste, dass Jonas und seine Familie weiter zur Kirche gingen und er jedes Mal die gleiche Absage erteilen musste. Pfarrer Hämler war immerhin sein Onkel! Das hinderte Paul nicht daran, jede Woche eine neue Diskussion zu starten.

Gestern war es endgültig eskaliert. Er hatte Paul erzählt, dass er Theologie studieren wolle. „Dafür musst du wegziehen, das weißt du, oder?“, hatte Paul direkt gesagt. Ehe Jonas etwas erwidern konnte, war der Blick seines Freundes zornig geworden. „Für den Kirchenmüll lässt du deine Freunde im Stich. Ganz toll!“ Jonas wollte sich erklären, auch wenn er wusste, was kommen würde. „Mein Glaube ist mir wichtig, er führt mich und das nächste Ziel auf meinem Weg ist eben das Studium“, sagte er.

Paul spuckte auf den Boden zu ihren Füßen. „Du könntest wenigstens was Richtiges studieren. Etwas das einem im Leben was bringt! Oder wenigstens eine Ausbildung als Handwerker oder so!“, sagte Paul und steckte die Hände in die Hosentaschen. „Für mich ist es etwas Richtiges.“ Jonas bemühte sich, ruhig zu bleiben. Er sah Paul lange in die Augen, dieser starrte zurück. Dann veränderte sich etwas in dessen

Blick. „Weißt du was, vielleicht hast du Recht. Vielleicht brauche ich Gott und Glauben in meinem Leben, und dann wird Alles wieder gut!“

Jonas Herz machte einen Sprung vor Freude, doch stolperte sofort, als Paul weitersprach. „Klar, ich komme mit dir mit und studiere auch Theologie! Dann sind wir Gott ganz doll nah! Wird richtig super! Wenn ich mich nur genug anstrenge, dann kommt mein Vater bestimmt auch wieder! Hat ja mit Jesus auch geklappt!“, Paul lachte bitter. Jonas knirschte mit den Zähnen.

„Du kannst nicht immer die Tote-Vater-Karte spielen, wenn dir nicht passt, was andere in ihrem Leben wichtig finden!“, rief er. Dann spürte er sofort, dass er zu weit gegangen war. Zu spät. „Ach ja? Lässt sich leicht sagen, wenn der Vater noch lebt! Du hast es leicht zu glauben in deiner verdammten rosaroten Welt, in der alle noch da sind und alles gut ist!“ Paul griff nach einem Stein und schleuderte ihn mit Wucht gegen die Hauswand. Dumpf prallte dieser ab, sprang mehrmals klappernd auf und blieb dann liegen.

„Beweis‘ doch mal, wie gut Gott auf dich aufpasst“, sagte Paul. „Hä?“, Jonas verstand gar nichts mehr. „Wie ich es sage. Beweise, dass es Gott gibt, indem er dich beschützt!“ „Wie soll das gehen? So funktioniert das doch nicht!“, Jonas wusste nicht wo das hinführen sollte. Paul scheinbar schon. „Die zwei großen Kräne im Neubaugebiet. Morgen Nacht gehen wir hin und du kletterst hoch. Und dann springst du von dem Einen auf den Anderen rüber!“, Pauls Augen funkelten, als er den Vorschlag erklärte. „Was?“, Jonas lachte. Es klang unecht und nicht so locker wie er gehofft hatte. „Junge, das kannst du nicht ernst meinen!“, brach es aus ihm heraus. „Das, oder unsere Freundschaft ist zu Ende. Sei morgen Abend wenn’s dunkel ist an der Baustelle. Falls du gar nicht erst kommst, weiß ich, was Sache ist“, sagte Paul. Dann stand er auf und ging davon.

Jonas hatte noch diskutieren wollen, hatte ihn angerufen, ihm Nachrichten geschrieben, sogar mehrmals bei ihm Zuhause geklingelt. Pauls Mutter hatte ihn jedes Mal abgewimmelt. Ob sie wusste, was

ihr Sohn plante und einverstanden war? Eigentlich wollte er mit seinem Onkel sprechen, er hätte Rat gewusst. Doch ausgerechnet diese Woche war er auf Reisen. Zu seinen Eltern wollte er nicht gehen, er wusste, sie würden einfach nur wütend werden und ihm den Kontakt zu Paul verbieten. Es war schon schwierig genug, seinen Freund für den Kirchenaustritt zu verteidigen.

Die Zeit war gnadenlos weitergelaufen und so stand er, kurz nach Einbruch der Dämmerung, an der Baustelle. Paul hatte ein Loch im Zaun gefunden, durch das er ihn aufs Gelände führte. Oder hatte er es hineingeschnitten? Er war sich nicht sicher, was er seinem Freund zutrauen konnte und was unfaire Unterstellung wäre. Sie wechselten nur wenige Worte, Paul zeigte ihm die Kräne und dann begann Jonas den Aufstieg. Er hoffte, dass es vielleicht reichen würde, seinen guten Willen zu zeigen und einfach hoch auf das verdammte Ding zu klettern.

Höhenangst war bisher nie ein Thema für ihn. Mit der Taschenlampe zwischen den Zähnen griff er eine Sprosse nach der anderen. Nur die schlichte Leiter des stählernen Kolosses bis hoch zum Kranführerhäuschen als Hilfe zu haben, trieb seinen Puls aber mindestens ebenso nach oben wie die körperliche Anstrengung. „Tu es endlich! Oder was ist jetzt mit deinem Gott?“, rief Paul von unten. Die entfernte Stimme riss ihn aus seinen Gedanken, er wusste nicht, wie lang er einfach regungslos an der Spitze des Kranarms verbracht hatte.

Er leuchtete nochmals mit ausgestrecktem Arm und glaubte, den anderen Kran zu erkennen. Hier oben sah der Abstand deutlich weiter und weniger machbar aus, als noch von unten oder bei Tag, wenn die Kräne sich, aus der Entfernung betrachtet, fast zu berühren schienen. „Wirst du dir das je verzeihen, wenn mir deswegen was passiert? Wenn mir was wegen dir passiert?“ Jonas hatte diese Frage kurz nach Betreten der Baustelle gestellt. Zuerst schien es, als hätte Paul sie nicht gehört. Dann drehte er sich um, richtete seine Taschenlampe auf ihn, sodass Jonas geblendet blinzelte. „Dir kann nichts passieren, wenn du fest genug glaubst, dachte ich?“, auch jetzt klang er noch bitter. Jonas seufzte tief.

„Dein Gott wird dir schon helfen“, murmelte Paul. Jonas nickte und lief wortlos an ihm vorbei, weiter zum Kran. „Konzentrier' dich!“, mahnte er sich und schüttelte energisch den Kopf. Sein Hirn warf ihm immer wieder Erinnerungen vor das innere Auge, als würde es ihn bremsen wollen. Er steckte die Taschenlampe wieder zwischen seine Zähne, leuchtete auf die Umrisse des anderen Krans. Die Höhe schien die gleiche zu sein, er würde es schaffen. Kurz schloss er die Augen, bat nochmals inbrünstig Gott, die Hände zum Gebet gefaltet, während er seine Arme um einen der Stahlträger schlang. Dann richtete er sich auf, bereit zum Sprung. Anspannung in jedem Muskel. Jonas atmete lange und tief ein, dann stieß er sich mit aller Kraft ab.

Klirrend kam das sich immer schneller drehende Licht vor ihm auf dem Boden auf. Paul rannte zur Stelle, an der es aufgeschlagen war, beleuchtete die Trümmer der Apparatur. „Nein, nein, nein, nein!“, schrie er in die Nacht hinaus. Er leuchtete nach oben, doch der Lichtkegel reichte nicht aus. Er suchte hektisch nacheinander alle Richtungen ab. Paul hatte nur die Taschenlampe gesehen, aber keinen Menschen stürzen sehen oder gehört. Nur Jonas schriller Schrei, der vor wenigen Augenblicken über ihm die Stille zerriss. Dann die fallende Lampe.

Es durfte nicht sein. Ihm durfte nichts passiert sein! Wieder und wieder rief er Jonas Namen in die Dunkelheit, doch diese schwieg. Er war wirklich gesprungen. Er hatte einfach nicht nachgegeben! Das hätte er nicht tun dürfen! Paul war sich so sicher, dass Jonas am Ende abknicken würde! Einfach zugeben, dass er selbst nicht so überzeugt von seiner ganzen Glaubenssache war und gut wäre es gewesen! Dann hätte er sich bestimmt auch diese dumme, dumme Idee mit dem Theologiestudium ausreden lassen ...

Er suchte noch eine Weile die Umgebung ab, fand aber keine weiteren Spuren. Er rief, erhielt aber keine Antwort. „Weil Tote nicht antworten“, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf. Rasch verscheuchte Paul den Gedanken. Das durfte einfach nicht sein! Als sein Hals schmerzte und noch immer niemand antwortete, ließ er sich auf den staubigen Boden

fallen und blieb einfach sitzen. Langsam, aber mit immer erdrückender Gewissheit, dämmerte ihm, dass Jonas tot sein musste. Wegen ihm. Paul weinte und schluchzte. Erst Minuten, dann Stunden, bis er keine Tränen mehr hatte und einfach in die Finsternis vor sich starrte. Er hatte gar nicht gemerkt, wie viel Zeit vergangen war, bis langsam die ersten Sonnenstrahlen über die Horizontlinie krochen. Das Zwitschern der Vögel vor den lila Wolken war ein wunderschöner Anblick, doch er konnte ihn nicht genießen. Er war schuld. Er ganz allein! Wie auch schon bei seinem Vater. Er war nutzlos! Er hatte sogar seinen besten Freund in den Tod getrieben!

Und warum? Nur weil dieser genug Glaube für sie beide besaß? Weil er so sehr an ihn und ihre Freundschaft geglaubt hatte, dass er tatsächlich auf diesen verdammten Baukran gestiegen und gesprungen war? Sein Körper schien ausreichend erholt zu sein, denn seine Augen füllten sich wieder und neue Tränen rannen seine Wangen herab. Vor dem Blau des mittlerweile wolkenlosen Morgenhimmels über ihm zeichneten sich die gelblichen Gerüste der zwei Kräne ab. Er saß am Fuß des einen, den er Jonas hinaufgeschickt hatte, ließ seinen Blick langsam nach oben wandern. Als er die letzte Metallstrebe erreicht hatte und keine Spur von seinem Freund sah, ergriff ihn ein brutaler Schmerz. Wie eine Hand, die eiskalt sein Herz umklammerte. Brutale Erkenntnis. Endgültigkeit.

Paul wollte den Kopf abwenden, als sein Blick den anderen Kran streifte. Dort sah er, an einen der Stahlbalken geklammert, Jonas! Sein Herz setzte einen Schlag aus, dann sprang er auf und begann zu schreien. „Jonas! Jonas!“, schrie er immer wieder und wedelte mit den Armen. Er hatte den Sprung geschafft! Und er hatte sich die ganze lange Nacht an den anderen Kran geklammert!

Jonas Umrisse bewegten sich und er meinte ein unsicheres Winken zu erkennen. Paul zögerte keine Sekunde und rief sofort die Feuerwehr an. Es würde unglaublichen Ärger geben, aber das war egal. Er wollte kein weiteres Risiko eingehen, seinen besten Freund doch noch zu verlieren. Nicht heute und an keinem anderen Tag.

Frauke Schuster, 68 Jahre

Fliederduft im Haar

Im ersten Jahr hatte Nadja sich über jeden Regentag gefreut. Über die Menge des Wassers, das der Himmel über dieses Land ausgoss, gestaunt. Wer am Rande einer Wüste aufgewachsen ist, schätzt Wasser als rares Gut. Doch irgendwann fingen die Schlechtwettertage an, Nadja zu deprimieren. Düstere Himmel, Nässe, die durch die Kleidung drang ... Nadja hasste den Gedanken, den dritten Tag in Folge durch den unbarmherzigen Regen nach Hause laufen zu müssen. „Du kannst bei mir mitfahren“, bot Elsie an. „Ich bin ausnahmsweise mit dem Auto da.“

„Danke.“ Als Nadja in den Fiat der älteren Kollegin stieg, riss ihr der Sturmwind fast das Tuch vom Kopf. Ein Blitz spaltete den Himmel, Donner krachte. Schnell schlug Nadja die Tür zu. Regen prasselte auf die Frontscheibe, als wolle er sie durchdringen. Elsie stellte den Scheibenwischer auf die schnellste Stufe. Zu Nadjas Füßen lag eine Leinentasche mit leeren Wasserflaschen, und zwischen den Donner schlägen entschuldigte sich Elsie für die Katzenhaare auf den Sitzen. Zwei Stubentiger habe sie, einen schwarzen und einen dreifarbigem. Die Haare würden sich überall einhängen, in Kleidung und Polster.

„Was gäbe ich für ein eigenes Auto!“ Doch Nadja fürchtete, dass dies für immer ein Traum bleiben würde. Zwar würde sie im nächsten Jahr 18 werden, aber sie könnte den Führerschein nicht bezahlen. Seit einem Jahr putzte sie mit Elsie und ein paar anderen Frauen Bürokomplexe und Arztpraxen, aber der Verdienst reichte gerade für das Nötigste. Alles war so teuer! Lebensmittel, Strom, die Miete für das winzige Zimmer, das ihr eine Tante vermittelt hatte. Bei der Tante selbst war kein Platz, sie musste drei kleine Kinder allein großziehen. Wären Nadjas Eltern nicht im Krieg umgekommen, sähe wohl alles anders aus.

Nadja riss sich zusammen. „Hier lebst du in Frieden! Hast ein Dach über dem Kopf, Wände ohne Bombenlöcher. Dafür solltest du dankbar sein. Ebenso wie für solch eine nette Kollegin.“ Elsie Mann war früh gestorben, die Kollegin bewahrte sein Foto in ihrer Geldbörse auf. Elsie erzählte gern und viel, aber das störte Nadja nicht. Im Gegenteil. Anfangs hatte es ihr geholfen, rasch ihr Deutsch zu verbessern. Auch jetzt redete die Kollegin fast ununterbrochen. Über den Regen, der den Bäumen wohltat, aber nicht ihrer Psyche. Über die Wettervorhersage, nach der am nächsten Tag die Sonne scheinen solle. Über ihre niedrige Witwenrente, wegen der sie putzen ging. Was ihr nichts ausmachte, wie sie versicherte. So komme sie täglich unter Menschen.

„Heute muss ich zum Discounter, Einstreu fürs Katzenklo kaufen“, wechselte sie abrupt das Thema. „Riesige Säcke. Deshalb das Auto. Normalerweise fahr ich mit dem Rad zur Arbeit.“ „Wegen der Kosten?“ Nadja verstand nicht alles, wenn die Kolleginnen zu schnell redeten. Aber sie wollte Elsie nicht bitten, langsamer zu sprechen. Sie mochte die Kollegin und deren mütterliche Art. Nadjas geliebte Oma hatte sich für die Flucht zu alt gefühlt; in Elsie hatte Nadja eine Art Ersatz gefunden. Jemanden, der mit ihr weinte, wenn sie traurig war, aber auch gern mal unbekümmert lachte. „Autofahren ist teuer, ja. Bei den Spritpreisen.“ Elsie grinste verlegen. „Aber nicht nur deshalb bin ich lieber mit dem Rad unterwegs. Sondern, weil ich den Wind in den Haaren liebe. Wenn ich jetzt, im Mai, an einem Fliederbusch vorbeifahre, verfängt sich der Duft in meinem Haar – oder zumindest bilde ich mir das ein. Außerdem fühle ich mich auf dem Rad lebendiger. Und freier als im Auto.“

Freier. Lebendiger. Abends stand Nadja am Fenster ihres engen Zimmers im ersten Stock und beobachtete die Menschen unten auf der Straße. Ein Mädchen fiel ihr auf, das trotz des grauen Wetters fröhlich den Gehsteig entlang hüpfte, in Jeans und einem orangefarbenen Pullover. Wilde, helle Locken tanzten im Wind. Auch Nadjas Haare kringelten sich zu Locken. Dicken, dunklen Locken. Die sie außerhalb des Zimmers sorgfältig unter dem Kopftuch verbarg.

Mittlerweile war der Sturm vorübergezogen. Erste Sonnenstrahlen erhellten den Abend, spiegelten sich in riesigen Pfützen. Und brachten die blauviolettten Blüten des einsamen Fliederstrauchs zum Leuchten, der einen ansonsten trostlosen Vorgarten gegenüber verschönerte. Fliederduft im Haar ... Wie gebannt starrte Nadja auf den blühenden Strauch.

Die ganze Nacht über, in der ein letztes Gewitter durchzog und an dem zugigen Fenster rüttelte, ließ Nadja der Gedanke an Elsies Worte nicht los. Fliederduft im Haar. „Und das Kopftuch? Wäre ich noch eine gute Muslima, ohne Kopftuch? Sind Glaube und Tradition nicht alles, was mir von meiner alten Welt, meinem früheren Leben, geblieben ist? Würde ich mein Selbst, meine Identität verlieren, wenn ich das Kopftuch ablegte? Wer wäre ich dann? Wer will ich sein?“ Schon in der Kinderzeit hatte man Nadja eingeprägt, dass Frauen nicht aus dem Haus gingen, ohne ihr Haar zu bedecken. Später hatte sie gehofft, dass das Tuch außerdem ihrer Sicherheit diene, unangenehme Männer auf Abstand halten könne.

Nadja sah Elsies gutmütiges Gesicht vor sich. Elsie trug kein Kopftuch, ihre Kleidung bedeckte weder Arme noch Dekolleté. Doch ihr ging es nicht darum, die Blicke irgendwelcher Männer auf sich zu ziehen. Sie hatte sich mit ihrem Witwenleben arrangiert, Freundinnen und Kolleginnen genügten. Manchmal brachte sie selbstgebackenen Apfel- oder Pflaumenkuchen in die Arbeit mit, den sie allen großzügig anbot. Nadja hatte kurzzeitig ihre Schüchternheit überwunden, um ein Rezept gebeten. Sie wollte selbst einmal für ihre Kolleginnen backen, hatte es aber bisher nicht gewagt. Fürchtete, dadurch in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken. Nadja hielt sich am liebsten im Hintergrund. Unauffällig und arbeitswillig. In grauen oder erdfarbenen Röcken und Jacken, mit einem einfarbigen Tuch um den Kopf. Als könne sie sich auf diese Weise in den Straßen der Stadt, zwischen tristen Wohnblocks, unsichtbar machen. Damit niemand etwas von ihr wollte, niemand ihr etwas antun würde, weil man sie nicht wirklich sah.

Mit Schauern erinnerte sie sich an den hünenhaften Mann auf der Flucht, an grobe Hände, die ihren Rock hochschoben ... „Nie wieder! Niemals wieder darf ich in solch eine Situation geraten!“ Doch würde die Unsichtbarkeit wirklich helfen? Damals, unterwegs zwischen Fremden, hatte sie stets ihr Kopftuch getragen.

Wie Elsie prophezeit hatte, stieg der neue Morgen wolkenlos herauf. Ein blankgewischter blauer Himmel hatte die Regenwolken ersetzt. Nadja packte für Mittag Brot und Käse in ihre Plastikbox. Einen Käse, der nicht roch. Selbst ihr Essen sollte unauffällig sein. Dann griff sie nach einem ihrer einfachen Tücher, legte es über den Kopf. Zog es wieder herunter. Schaute durchs Fenster. Der Flieder gegenüber blühte prachtvoller denn je.

„Ich kann das nicht. Ich schaffe es nicht, mich über die Tradition hinwegzusetzen.“ Nadja legte das Tuch an wie jeden Morgen, schloss das Zimmer ab und stieg die Treppe hinunter. Auf der Straße blieb sie überascht stehen. Die Sonne intensivierte den süßlichen Duft des Flieders, ihre Wärme umhüllte Nadja wie ein unsichtbarer Kokon. Nadja überquerte die Straße, um den blauviolett blühenden Strauch aus der Nähe zu sehen. Direkt davor breitete sich der Duft aus wie ein bezauberndes Parfüm. Ein Mann radelte die Straße entlang, hastig zog sie das Tuch straffer. Der Mann schenkte ihr keinen Blick.

Nadja wollte weitergehen, zur Arbeit, doch ihre Beine schienen wie gelähmt. Ihre Finger entwickelten ein Eigenleben, nestelten das Tuch lockerer, bis es sich in ihren Nacken schieben ließ. Fliederduft im Haar. Sie dachte an Elsies Worte, an die bunten Shirts, die die ältere Kollegin trug. Tops, die gute Laune bescherten, wie Elsie versicherte. Am Vortag hatte die Kollegin eine Bluse mit roten Mohnblüten getragen. Es hatte ausgesehen, als würde sie auf einer Wiese arbeiten statt in einem kahlen, zweckmäßigen Büro.

„100 Schritte.“ Nadja starrte auf den Flieder. „Ich versuche es 100 Schritte weit. Danach ziehe ich das Tuch wieder hoch. Und bin wieder ich?“ Sie biss sich auf die Lippen. Ging los, den Kopf gesenkt, um die weni-

gen Passanten nicht ansehen zu müssen. 9, 10, 11. „Wer bin ich jetzt? Noch die brave Nadja von einst? Von Mutter und Vater gelobt, weil sie das hübsche Kopftuch mit dem Rosenmuster, das sie zu ihrem zehnten Geburtstag bekommen hatte, so brav außerhalb des Hauses trug? Bin ich noch eine anständige Muslima, obwohl man mein Haar sehen kann? Überschreite ich auf diesen hundert Schritten eine unsichtbare Grenze? Wer hat sie gezogen, und warum?“

31, 32, 33. Elsie trug ihr Haar kurzgeschnitten; wie grauweißer Flaum stand es um ihren Kopf. Manchmal hätte Nadja es gern berührt. Sicher fühlte es sich weich an, wie das Haar eines Kindes. 97, 98, 99, 100 ... Nadja blieb stehen, merkte, dass sie auf den letzten Schritten den Atem angehalten hatte. Fühlte sich schwindlig. Auf der anderen Straßenseite gingen zwei junge Frauen, eine schob einen Kinderwagen. Keine der beiden trug Kopftuch.

„Ich könnte einfach weitergehen.“ Nadja horchte in sich hinein. Was empfand sie? Eine Mischung aus Furcht, schlechtem Gewissen ... und einem Hauch von Abenteuerlust? Das Tuch blieb unten. „Du bist spät dran!“, flüsterte Elsie, als Nadja die Treppen des Ärztehauses hochgehastet war. „Ich hab‘ dich bei den andern gedeckt, behauptet, dir sei übel geworden, du seist kurz an die frische Luft ...“ Ihre Stimme verklang, ihre Augenbrauen bewegten sich nach oben. Aber sie kommentierte Nadjas Haar nicht.

„Danke“, murmelte Nadja. Mehr brachte sie nicht über die Lippen, hätte nichts erklären können, verstand sie sich doch selbst nicht mehr.

An diesem Abend, nahm sie sich vor, würde sie intensiv im Koran lesen. Um nicht nur sich zu beweisen, dass sie nach wie vor eine anständige Muslima war. Auch ohne Kopftuch. Mit Fliederduft im Haar.

Alessia Francesca Toschi, 24 Jahre

Antworten

Antworten,
nach denen ich mich sehnte.
Suchte ich sie in den Zeilen,
Homers antiker Sagen
wo die Götter ohne Liebe sind.
So stell ich weiter Fragen
bis ich irgendwann die Wahrheit find.
Wird sie mein Gewissen tragen?

Oh Orakel, hilf mir doch!

Antworten,
nach denen ich mich sehnte.
Suchte ich sie in jenen Worten
all der Bücher, die mein Haus schmückten.
Dunkle Nächte lang lag ich wach
und sah wie sie mein Inneres zerpflückten
und Platon bis heute noch lacht.

Oh Philosophen, ihr blicktet einst auf denselben Mond!

Antworten,
nach denen ich mich sehnte.
Suchte ich sie in den Paragraphen
der ein oder anderen Heiligen Schrift.
Vielleicht war Dante wirklich ganz tief unten.
Der dunkle Wald wär' mein Gift
und das Höllentor zum selbst erkunden.

Oh Schöpfer, erleuchte mich!

Antworten,
nach denen ich mich sehnte.
Ich mich befasste mit den Einen,
die meinen nichts, auch ich, habe keinen Sinn.
Der Nihilismus wohl gewinnt.
Ein moderner Sisyphos ist das was ich bin;
oder war ich im Herzen bloß blind?

Oh Pessimisten, ich weiß, mein Sinn ist größer!

Antworten,
nach denen ich mich sehnte.
Suchte ich sie im Gefängnis meiner Gedanken,
doch ich blickte auf Arme in unsichtbare Ketten,
denn die Büchse der Pandora stand klar und offen.
So wollen wir unsere Seele irgendwie von den Fesseln retten
und auf das Beste und wohl Schönste hoffen!

Oh du Dame aus Lehm, die Laster sind groß!

Und noch immer
Antworten,
nach denen ich mich sehne,
nach denen auch heute noch meine Seele schreit
und Funken in meinem Sein entflammt.
Was ich dagegen tue? Ich schreib.
Mich wundere woher ein Schöpfer stammt,
doch vielleicht sind meine Fragen auch ein Gebet
oder die Zeit zu verstehen läuft ab und ich bin zu spät.

Oh du Seele, bleib hungrig für das Wissen!

Antworten,
nach denen ich mich *sehne*.
Denn tief nachts liege ich wieder wach.
Warum brauche ich einen Sinn?
Hat alles einen Beginn?
Wie wird wohl das Ende?
Wir sind uns zwar alle Fremde,
doch wohl aus derselben Materie,
denn Rot fließt durch jede Arterie.
Nach einem Ebenbild geschaffen
uns immerzu mit dem Inneren zu befassen.
Eines Tages stoppt der Atem.
Vielleicht bereuen wir die Taten.
Vielleicht aber lächeln wir.
Doch nun sitze ich im suchenden Hier,
wo das Karussell der Fragen sich weiter dreht,
selbst wenn ein Retter mir die Wunden zunäht.

Bin ich wahrlich im Herzen gut
oder lande ich ohne Zweifel in der Glut?
Ich weiß du hörst mich fragen.

Antworten!
Antworten!
Antworten!

Antworten.

Antworten,
nach denen ich mich sehnte und sehne.
Trotz dass ich meinen Geist mehr als dreimal verriet
bei der Suche nach dem Wahren,
sang meine Seele immerzu dasselbe Lied.
Von der Hoffnung auf das Vergeben
und dass wir nach dem Tod wieder leben.

Oh, nicht blind dein Herz, doch taub die Seele!

Antworten,
nach denen ich mich sehnte und sehne,
welche ich nun bekam
nach all diesen Jahren.
Konnte ich es noch immer nicht ganz fassen.
Und so les' ich zwischen den Zeilen,
welche mich wohl zu heilen scheinen
und auch wenn ich tief und fest glaub
wird es manchmal zu Asch und Staub.
Auch wenn ich es kaum wage zu erwähnen,
werde ich mich dennoch weiter nach ihnen sehnen.
Wie ich ist tief das Meer und Tränen so salzig,
so las ich immer wieder Markus neun, vierundzwanzig.

Antworten.
Oh, ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Thomas Winterstein, 36 Jahre

K wie Adrian

„Ist das nicht großartig“, sagte Adrian vor der Klasse stehend mit einer ausladenden Handbewegung. Ich betrachtete ihn schon lange und blieb nun an dem roten „K“ auf seiner mantelartigen Jacke hängen, die er selbst zum Referat anbeihelt. Es war aufgenäht und stand für die Band Kraftklub. Wegen ihm hatte ich angefangen, sie auch zu hören: K wie ihre Karl-Marx-Stadt, K wie der Sänger Kummer. Adrian sah aus wie der junge Karl Marx. Nicht wie der alte, der mit dem Bart. Das wusste ich, weil ich ChatGPT gefragt hatte, ob es nicht auch andere Bilder von Marx gibt als das Ikonische. Auch mit Marx hatte ich mich wegen Adrian beschäftigt. Denn er redete wie er, jedenfalls stellte ich es mir so vor, dass Marx so geredet hat: Vereinigen, Religion blöd und Glaube lenkt nur ab vom Wesentlichen, was auch immer dieses Wesentliche war.

„Das Wesentliche ist für Sisyphos, dass er den Stein den Berg hinaufrollt“, hörte ich Adrian sagen. „Das ist zwar die Strafe der Götter, aber der Philosoph Albert Camus meint, dass Sisyphos trotzdem glücklich sein kann.“ Er holte weiter aus: „Sisyphos weiß, dass der Stein immer wieder herunterrollen wird. Er weiß, dass seine Aufgabe niemals endet. Gerade deshalb, so Camus, ist er frei. Er muss nicht mehr nach einem höheren Sinn suchen. Der Sinn liegt in der Bewegung selbst, im Tun. In dem Moment, in dem Sisyphos den Stein erneut berührt, gehört diese Aufgabe ihm – nicht den Göttern.“

Ich dachte, dass ich verstehe. Und empfand das, was Adrian sagte, als unglaublich befreiend. Ich dachte an meine Eltern, unsere Lehrer und die ständige Fragerei: Warum machst du das so und nicht anders? Was willst du mit deinem Leben anfangen? Was ist der Sinn des Lebens? Was ist eine Jugend, die nicht mehr an Gott glaubt? Adrian endete

sein Referat und ertete Schweigen. Es war nicht das Schweigen einer Schulklasse, die dem Mitschüler nicht mit einer Frage ans Bein pinkelt, sondern das verständige Schweigen eines Publikums, das sich von einem Mitschüler in Worte gefasst verstand.

Vorne stand mein Idol, obwohl er erst 16 war. Ich dachte kurz darüber nach, ob ich verliebt sei und verlor mich in seinem bartlosen Marx-Gesicht, als dieses sich zu einem überraschten Gesicht verzog. Hatte er meinen Blick bemerkt? Hatte ich ihn zu lange angestarrt? In seinen Augen sah ich, dass er an mir vorbei blickte. In eine Tiefe, in der ganz hinten Moritz saß. „Moritz“, rief Adrian ihn auf.

„Dieser Sisyphos“, sagte Moritz, „was passiert, wenn er eines Tages alt ist und diesen Stein nicht mehr da hochrollen kann? Wird er dann nicht fragen, warum er das tun musste? Oder was er nun tun soll, wenn er diesen blöden Stein nicht mehr den Berg hochbekommt? Er muss sich doch voll sinnlos fühlen. Wenn er den Stein verliert, hat er nichts mehr.“

Mein Blick schwenkte zu Moritz, zurück zu Adrian, dann wieder zu Moritz. Er hatte ihn doch angepinkelt. Adrian war für uns in der Klasse ein Vorbild. Der, der uns sagte, was wir für gut halten sollten, ohne es uns zu sagen. Wir waren sozusagen seiner Meinung, obwohl er uns nicht mal wirklich überzeugen wollte. Zumindest wählte er selten Wörter wie „weil“ oder „da“ oder „deshalb“, wie es unsere Lehrer von uns verlangten, wenn wir überzeugen sollten. Er sagte uns seine Meinung und wir waren seiner.

Nur Moritz nicht. Adrian hatte nun Feuer in den Augen. „Das ist nicht vorgesehen. Der wird nicht alt. Bei Camus nicht und bei den alten Griechen nicht. Der rollt seinen Stein da hoch.“ Moritz legte nach: „Also der Stein, wenn ich dich richtig verstanden habe, der steht doch für unsere Aufgaben im Leben. Also zum Beispiel bei unserem Herrn Huber.“ Alle Köpfe drehten sich zu unserem Lehrer, der kurz vor der Pensionierung stand. Sein letztes Jahr. Das wussten wir. Er saß hinten in der Mitte im Klassenzimmer. Milde lächelnd wie ein moderner Miraculix. Er hatte einen weißen Marx-Bart, war aber von Marx so weit entfernt wie Moritz von Adrian.

„Unser Herr Huber, der hat ja ein Leben lang junge Leute unterrichtet, nie gewusst, was aus ihnen wird, immer seinen Unterrichtsstein da hochgerollt. Und er war doch glücklich. Oder, Herr Huber?“ Herr Huber nickte wie ein weiser Mann in einem Film nicken würden, wenn ihm eine Aussage gefällt. Adrian holte Luft. Moritz war schneller: „Und dann, wenn er das jetzt bald nicht mehr tut, dann wird er sich doch sicherlich fragen: Hat sich das gelohnt? War es diese Mühe wert? Was bleibt davon? Und er muss doch danach auch etwas mit seinem Leben anfangen? Sonst wird er doch einfach nur depressiv.“

22 Köpfe in der Klasse bewegten sich, als redeten alle wie wild durcheinander. Trotzdem hing ein Schweigen in der Luft, in das sich nach und nach Adrians Stimme mischte. Ungewohnt klang sie, belegt und nicht mehr so, als würde ich sie mögen wollen. „Aber das geht“, sagte Adrian schnell und viel zu laut, „an nichts glauben! Das ist sogar wichtig, an nichts zu glauben. An nichts!“ Er nestelte dabei an dem K-Aufnäher herum, als müsste er sich daran festhalten.

Das war der Moment, in dem ich aufschreien wollte, laut sagen wollte, was ich dachte: „Dann verliert doch alles an Bedeutung. Sogar du! Mir warst du doch wichtig. An dich wollte ich glauben.“ Irgendwie nervte mich Moritz und Adrian liebte ich nicht mehr. Moritz sagte zu ihm: „Du musst ja nicht an Gott glauben, aber doch an irgendwas ... an irgendeinen Sinn. Denn wenn du deinen Stein nicht mehr rollen kannst ...“

Der Gong unterbrach ihn und Gott sei Dank konnte ich Lilly endlich fragen: „Passt's dir heute um vier?“

Der Preis „Die Feder“ wurde im Jahr 2022 von der Hanns-Seidel-Stiftung zum ersten Mal ausgeschrieben. Die Schirmherrschaft zum Thema „Glaube“ im Jahr 2026 übernahm die Bayerische Staatsministerin für Familie, Arbeit und Soziales, Ulrike Scharf, MdL. Die ausgezeichneten Einsendungen sind in dieser Broschüre, getrennt nach den Kategorien Prämierte Texte für Kinder von 6 – 12 Jahren und Jugendliche von 13 – 18 Jahren, von Autoren jeden Alters veröffentlicht.

Die Organisation von Ausschreibung über Preisverleihung bis zur Veröffentlichung im Rahmen dieser Broschüre lag in den Händen der Referatsleiterin Teresa Pfaffinger sowie der stv. Generalsekretärin Stefanie von Winning unter Begleitung des Bereichs Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit.

Impressum:

Herausgeber

© 2026, Hanns-Seidel-Stiftung e.V.

Lazarettstraße 33, 80636 München

Tel. +49 (0)89 / 1258-0, E-Mail: info@hss.de, Online: www.hss.de

Vorsitzender: Markus Ferber, MdEP

Generalsekretär: Dr. Josef Widmann

V.i.S.d.P.: Susanne Hornberger

Redaktion: Andreas von Delhaes-Guenther

Satz: Marion Steib

Druck: Hanns-Seidel-Stiftung, München

Titelfoto: Romolo Tavani, Olga Rai/Adobe Stock

Die veröffentlichten Texte geben die Meinung des Verfassers wieder.

Die Hanns-Seidel-Stiftung verfolgt das Ziel, alle Geschlechter gleichermaßen anzusprechen und sichtbar zu machen. Sämtliche im Text verwendeten Personenansprachen beziehen sich uneingeschränkt auf alle Geschlechter und beinhalten keine Wertung. Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung, Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 978-3-88795-644-8



Hanns-Seidel-Stiftung
Lazarettstr. 33, 80636 München

[hss.de](https://www.hss.de)
info@hss.de
T +49 (0) 89 1258-0

Folgt uns auf

